



Otto Flügel Friedrich Heinrich Theodor Allihn

Die Sittenlehre Jesu

Dritte Auflage, Langensalza: Hermann Beyer & Söhne, 1892

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728627494>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

~~B II~~
~~71~~
Ar. 1148.

Bibliothek der Schule
zu
Tollense

DIE

SITTENLEHRE JESU.

HERAUSGEGEBEN

VON

O. FLÜGEL.

Dritte Auflage.

LANGENSALZA,

DRUCK UND VERLAG VON HERMANN BEYER & SÖHNE.

1892.

GERTRUD ALLIHN

MARIE FLÜGEL, geborene ALLIHN

SOPHIE ALLIHN

zum Andenken an ihren Vater

gewidmet.

V o r w o r t.

Diese Abhandlung ist aus mehr oder weniger zusammenhängenden Aufzeichnungen des verstorbenen Dr. F. H. Th. Allihn von dem Unterzeichneten zu einem Ganzen bearbeitet worden.

O. Flügel.

Inhalt.

	Seite
Einleitung.....	1
I. Die sittlichen Ideen.....	14
Die Idee der inneren Freiheit	14
Die Idee der Vollkommenheit	28
Die Idee des Wohlwollens	33
Die Idee des Rechts	44
Die Idee der Vergeltung oder der Billigkeit	46
II. Die Motive zum Guten ..	67
Motive aus Rücksicht auf uns selbst	69
Motive aus Rücksicht auf Gott	73
Motive aus Rücksicht gegen die Mitmenschen	76

Einleitung.

Es ist schon oft versucht worden und wird immer wieder von neuem versucht werden, die einzelnen Sittenlehren Jesu, in eine übersichtliche und zusammenhängende Darstellung zu bringen. Denn das Bedürfnis eines richtigen Verständnisses und eines tieferen Eindringens in den Geist dieser Lehren kann sich damit nicht befriedigen und hat sich auch thatsächlich niemals damit begnügt, dieselben so vereinzelt aufzufassen, wie sie gelegentlich gegeben und gelegentlich uns mitgeteilt sind. Vielmehr war die christliche Sittenlehre von jeher darauf gerichtet, einesteils das, was begrifflich zusammengehört und insbesondere einander zur Ergänzung dient, zusammenzufassen, und anderseits das Nichtzusammengehörende gebührend auseinander zu halten, da das sittlich Gute nicht etwas Einförmiges, sondern ein Vielförmiges ist.

Doch ehe wir daran gehen, eine zusammenhängende, nach gewissen Gesichtspunkten pragmatisch geordnete Darstellung der Sittenlehre Jesu zu geben, möge eine Reihe von Einwürfen und Vorurteilen besprochen werden, welche sich unserem Unternehmen entgegenstellen können. Wenn wir uns bei Betrachtung der christlichen Moral ihrer letzten Quelle, nämlich der Lehre Jesu zuwenden, so haben wir uns zuvörderst dagegen zu verwahren, als ob wir diese, mit Zurückweisung ihrer sonstigen Bedeutung, als eine bloße Sittenlehre ansähen. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in der es sehr beliebt war, von Jesu vorzugsweise als von dem großen Sittenprediger zu reden. Mit vollem Rechte aber hat man dagegen

Einspruch gethan. Die eigentümliche Berufsthätigkeit Jesu beschränkte sich nicht auf die Stellung eines bloßen Sittenlehrers, dessen Aufgabe es ist, Lob und Tadel auszusprechen über das, was zu loben und zu tadeln ist, insbesondere durch Verdeutlichen der absoluten Musterbilder des Guten und deren Gegenteile das sittliche Urtheil in andern zu wecken, zu reinigen, zu vervollständigen und zu befestigen, sodann Regeln für das Handeln und die Gesinnung der Einzelnen für sich, sowie derselben in Gemeinschaft mit andern abzuleiten. Jesus beschränkte sich auch nicht darauf, selbst ein helleuchtendes Beispiel andern zur Nachfolge aufzustellen, vielmehr will er seine Thätigkeit angesehen wissen als eine Hilfe, die er den Menschen bringt. In diesem Sinne nannte er sich selbst den Arzt, welcher gekommen sei, das sittlich Gebrechliche und Kranke zu heilen* und rief die Mühseligen und Beladenen zu sich,** um sie zu erquicken. Wie nun das noch lange keine Heilung für den leiblich Kranken ergiebt, wenn man ihn durch Hinweisung auf das wahrhaft Gesunde erkennen läßt, wie übel er sich befindet, so auch in sittlichen Dingen. Aufgestellte Vorbilder und Forderungen mögen den lebhaften Wunsch erwecken, ihnen zu entsprechen, geben aber noch nicht die Kraft dazu, es zu können; vielmehr wird das Gefühl der eigenen Schwäche ein lebhaftes Bedürfnis nach Hilfe erwecken. Neue Aussichten müssen eröffnet, wirkliche Hilfe muß dargeboten werden, damit das schwache Wollen Mut fasse und einen Zuwachs an Kraft gewinne, gegen die Hindernisse, unter welchen es leidet, Widerstand zu leisten. Dieses zu bieten, Erlösung vom Druck und Hilfe zur Erreichung des als gut Erkannten, das war die Ansicht dessen, welcher als Heiland und Erlöser der Menschen auftrat und dessen Wirken sich dadurch von dem Auftreten eines bloßen Sittenlehrers wesentlich unterscheidet.

Bezieht sich demnach das Eigentümlichste der Wirksamkeit Jesu auf eine Ergänzung (Erfüllung) der Moral durch

* Matth. 9, 12; Mark. 2, 17; Luk. 4, 31. — ** Matth. 11, 28.

Hinzubringung dessen, was diese mit ihren Beurteilungen und Forderungen zu leisten nicht imstande ist, so würde es doch wiederum eine verkehrte Auffassung des wahren Verhältnisses sein, wenn man im Gegensatz zu der oben erwähnten Ansicht sich verleiten lassen wollte, dem zu Ergänzenden seine selbständige Bedeutung abzusprechen, wie wenn das zu Ergänzende (die Moral, das Gesetz) in der Ergänzung selbst läge oder ohne die Ergänzung keine selbständige Giltigkeit hätte. Dadurch würden nicht allein die tieferen Ursachen des Heilsbedürfnisses, die eben in der eigenen sittlichen Untüchtigkeit liegen, verkannt, denn müßte sich der Sünder nicht unwillkürlich selbst verurteilen, so würde er nicht die Erlösung suchen; es wäre außerdem auch Versuchung vorhanden, das eigentliche Ziel des zu bringenden Heils außerhalb des moralisch Guten zu verlegen. Kurz, Jesus wollte die Moralität der Menschheit, und dazu war die Lehre der Moral unumgänglich notwendig, sofern ja das Ziel dem Strebenden gezeigt oder er doch daran erinnert werden muß.

Es ist daher völlig gerechtfertigt, den rein ethischen Bestandteil der Lehre Jesu als etwas Selbständiges zu betrachten.

Indem wir dies nun im folgenden versuchen, lassen wir zwar die an das populäre Bewußtsein sich anschließende Form der in Rede stehenden Sittenlehre nicht aus den Augen, halten jedoch dabei diejenigen Gesichtspunkte fest, welche eine wissenschaftliche Einsicht in die eigentliche Aufgabe und den wesentlichen Inhalt der Ethik darbietet.

Hier erhebt sich nun ein neuer Einwand, nämlich daß an die Sittenlehre Jesu ein ihr völlig fremdes philosophisches System als Maßstab angelegt werde. Dadurch sei zunächst Gefahr vorhanden, daß das Aufzufassende und Zubeurteilende falsch oder einseitig aufgefaßt, vielleicht auch umgedeutet, kurz wie mit einer besonders gefärbten Brille betrachtet werde; und außerdem werde ein menschliches System zum Maßstab für das christliche (göttliche) gemacht.

Betrachten wir zuvörderst die Gefahr der falschen Auffassung oder der Umdeutung. Diese liegt allerdings nahe und zwar gerade bei der christlichen Sittenlehre näher, als bei jeder anderen. Denn einmal läßt sich der kulturhistorische Einfluß keiner Sittenlehre derjenigen Wirkung gleichstellen, welche das Christentum auf die sittliche Denkungsart der höher gebildeten Menschheit ausgeübt hat. Und dann steht dieselbe mit Recht um ihres inneren Wertes willen in so hohem Ansehen, daß eine Abweichung von ihr als ein Vorwurf, und eine durchgängige Übereinstimmung mit ihr als wertvolle Eigenschaft eines Systems angesehen wird. Deswegen ist es natürlich, daß die subjektiven Ansichten und Theorien sich gern in Einstimmigkeit mit dem Geiste und den einzelnen Aussprüchen jener Sittenlehre zu setzen suchen und darum dieselben bald zu gunsten der eigenen Einsicht deuten, bald die letztere umbiegen, um nicht von der Sittenlehre Jesu abzuweichen. Mit Recht ist man also mißtrauisch geworden gegen die Auffassung und Darstellung der christlichen Sittenlehre von seiten der Philosophen. Nicht nur das Messen nach fremdem Maße, das Umdeuten und Modeln der christlichen Wahrheiten nach gewissen subjektiven vorgefaßten Meinungen, schon die Anwendung einer bestimmten Formel auf den reichen Inhalt der christlichen Sittenlehre, ist etwas dem Geist der letzteren Widersprechendes. Man verlangt nicht subjektive, sondern objektive Auffassung.

Aber was hat es damit für eine Bewandnis? Ist etwa die christliche Sittenlehre nur von Philosophen falsch oder einseitig aufgefaßt und gedeutet worden? Hat nicht jedes Zeitalter, haben nicht viele theologische Richtungen ein Gleiches gethan? Wie oft ist sie im Sinne des Eudämonismus, des Probabilismus, des Opportunismus u. s. w. gedeutet worden! Mangel an philosophischer Bildung schützt wahrlich nicht gegen falsche und einseitige Deutungen eines zu untersuchenden Gegenstandes. Im Gegenteil. So wie man nicht imstande ist, ohne Kenntniss der Physik oder Astronomie die Ansichten

früherer Geschlechter darüber zu einer angemessenen Darstellung zu bringen, so ist es auch bei moralischen Gegenständen. Unkenntnis der Moral oder bloße dilettantische Bildung darin haben hierbei sicherlich keinen Vorzug vor Kenntnis der Sache selbst.

Doch sehen wir zu, woran es zumeist liegt, daß die Auffassung der Sittenlehre Jesu von einem bestimmten philosophischen Standpunkt aus so leicht irre geht, und ob sich dies nicht vermeiden läßt.

Keine Ethik, die auf einem theoretischen Fundament erbaut ist, wie z. B. die des absoluten Idealismus oder Pantheismus, ferner der sogenannten Positivisten, Darwinianer, Neukantianer u. s. w. wird der Sittenlehre Jesu, die sich ohne Umschweife, namentlich ohne besondere Kosmologie an das Gewissen eines jeden wendet, gerecht werden können. Aber auch Systeme, die von einem einzigen Prinzip aus entworfen sind, oder auch alle sittliche Beurteilung auf eine einzige Formel zurückzuführen suchen, wie etwa Wolff und Kant, oder einen einzigen Begriff, wie den der Pflicht, oder eine Güterlehre an die Spitze der Ethik stellen, sind mindestens in Gefahr, die Sittenlehre Jesu, die bei den mannigfaltigsten Veranlassungen und immer abgesehen von einem bestimmten systematischen Zusammenhang in zumeist populärer Form sich aussprach, einseitig aufzufassen, und deren ursprünglichem Geiste fremd zu werden. Gerade diese Klippen werden vermieden, wenn man keine andere Grundlage, als eben die unmittelbar sich geltend machenden Urteile eines geläuterten, unparteiischen Gewissens als einzige Grundlage auch der wissenschaftlichen Ethik ansieht. Darnach ist das sittlich Gute nicht ein einförmiges, sondern ein vielgestaltiges. Auf diesem Standpunkte ist keine Veranlassung vorhanden zu solch einseitigen Vereinfachungen des als mannigfaltig Gegebenen, noch zu metaphysischen „Vertiefungen“ der praktischen Forderungen, wie es sonst bei den meisten philosophischen Systemen der Fall zu sein pflegt.

Man wird erkennen, daß zur Auffassung, zur Apperzipierung einer volkstümlich vorgetragenen Sittenlehre, wie es die Sittenlehre Jesu ist, sich die Ethik Herbart's besonders eignet.

Aber in einem und zwar dem Hauptpunkte scheint sich ein unauflöslicher Widerspruch zwischen der Sittenlehre Jesu und jeder philosophischen Ethik herauszustellen, sofern nämlich jede wissenschaftliche Ethik den Anspruch erheben muß, das absolut Gute aus eigenen Mitteln völlig rein und vollständig zu erkennen, während doch Jesus als vollkommener Gesetzeslehrer gelten will und soll. Darnach scheint die Autorität Jesu erniedrigt zu werden, als ob man das Gute vollkommen erkennen könnte auch ohne ihn, und als ob man natürlicherweise in sich die Ideen des Guten besäße, nach ihnen die Sittenlehre Jesu mässe und letztere, nur darum und sofern sie mit diesem natürlichen Maßstab übereinstimmt, gelten liefse. Das anzunehmen, ist freilich überall nötig, wo gewisse Ideen, zumal die des Guten, Wahren, Schönen als eine ursprüngliche Ausstattung des menschlichen Geistes angesehen werden dergestalt, daß die betreffenden Ideen als ein fix und fertig a priori bereitliegender oder sich von selbst keimartig entwickelnder Maßstab betrachtet werden. Aber so verhält sich die Sache nicht. Die ästhetischen Urteile im allgemeinen und die sittlichen insbesondere liegen nicht a priori in der Vernunft, sondern entstehen erst, sofern die Glieder der Verhältnisse gegeben und begierdelos angeschaut werden, über welche jene Urteile ergehen. Angeschaut werde etwa eine Wohlthat, zu diesem Gegebenen kommt nun von unserer Seite das Urteil: gut hinzu. Man hat sich aber nicht zu denken, daß dieses Prädikat schon vorher bereitgelegt und nur auf die Anschauung gewartet hätte, um sich mit ihr zu verbinden. Die Anschauung des wohlwollenden Willensverhältnisses erzeugt vielmehr erst in uns das Urteil und erzeugt es jedesmal von neuem, so oft es angeschaut oder vorgestellt wird. Ebenso ist es ja bekanntlich mit den ästhetischen Urteilen im engeren Sinne. Ertönt etwa der Dreiklang,

so gefällt er und erhält das Prädikat schön. Dieses Urteil bringen wir selbst hinzu zu den gegebenen drei Tönen. Nicht aber liegt dies Urteil schon vor allem Gehörten in uns, sondern das Gehörte erzeugt es erst. Damit jedoch das Gehörte das besondere Urteil hervorbringe, muß sowohl das Gehörte als der Hörende gewisse Bedingungen erfüllen. Ersteres darf nicht in einem einzelnen Tone bestehen, sondern muß sich als ein besonderes Verhältnis von Tönen darbieten. Und der Hörende muß es rein und ungetrübt vorstellen. Das Urteil er giebt sich dann von selbst als eine Wirkung des vollendeten Vorstellens. Gleiches gilt von den sittlichen Urteilen. Was sich dem Urteilenden darbietet, darf nicht ein einzelner Wille, sondern muß ein Verhältnis von mehreren Willen sein. Der Urteilende selbst aber muß es ohne jede Trübung rein und unbefangen auffassen. Der Beschauer wird dann von selbst zum Urteilenden.

Zuerst also müssen sich dem Urteilenden gewisse Verhältnisse zur Anschauung darbieten. Darum pflegt in jeder Kunst die Praxis der Theorie voranzugehen. Von den Kunstwerken, welche die Natur bietet oder künstlerische Genies schaffen, werden erst die gefallenden und mißfallenden Verhältnisse entnommen und zu einer Kunstlehre weiter verarbeitet. So entsteht auch die Ethik erst, indem über das thatsächlich gegebene und dann in der Phantasie kombinierte Handeln und Wollen der Menschen unwillkürlich geurteilt wird. Dafs nun gleich anfänglich das Handeln der Menschen nicht blofs ein so reichhaltiges, sondern auch ein in allen Beziehungen sittlich so vortreffliches sollte gewesen sein, dafs man davon ohne weiteres eine reine und vollständige Sittenlehre hätte entnehmen können, ist nicht allein a priori höchst unwahrscheinlich, sondern wird auch thatsächlich auf das bündigste durch die Erfahrung und Geschichte widerlegt. Außerdem aber reift das sittliche Urteil nur sehr langsam, weil die Urteilenden nur sehr langsam zum Standpunkte völliger Unparteilichkeit und Unbefangenheit heranreifen. Es gehört, wie die Geschichte lehrt, viel Zeit dazu, bis sich aus

den Urteilen des natürlichen Egoismus oder der Begierde, das reine begierdelose Urteil ausscheidet.

Gemeinhin geht das Urteil, wie gesagt, aus der Anschauung wirklicher Willensverhältnisse hervor, und dann pflegt die Phantasie erst nach den Weisungen der Wirklichkeit Willensverhältnisse nachzubilden. So meint man, Plato habe das Gerechtesein und das Leiden des Gerechten unter dem Schein der Ungerechtigkeit nicht so sicher beschreiben können, hätte er an Sokrates nicht zuvor etwas ganz ähnliches erlebt; mit noch größerem Rechte kann man sagen, Paulus hätte die Liebe nicht so zeichnen können, wie er es z. B. 1. Korinth. 13 thut, wenn sie sich nicht zuvor Zug um Zug so in Christo dargestellt hätte.

Und so löst sich jener scheinbare Widerspruch, daß die praktische Philosophie nicht davon lassen darf zu beanspruchen, sie kenne das Gute in seiner vollen Reinheit, daß aber auch Jesus angesehen werde als der, ohne welchen diese Erkenntnis nicht vorhanden sein würde. Denn, wie gesagt, die natürliche Erkenntnis des Guten ist nicht ein für sich a priori fertiges Vermögen, sondern entsteht erst im Anschauen der betreffenden Willensverhältnisse. „Daher kann es gar wohl der Fall sein, daß die sogenannte menschliche Vernunft für sich selbst so verderbt (bez. unausgebildet) ist, daß sie unter der Herrschaft der Begierde sich selbst zu einem begierdelosen Anschauen der Willensverhältnisse nicht erheben und kein ungetrübtes sittliches Urteil fällen kann, daß erst durch das Anschauen Christi, in welchem die ethischen Ideen in absoluter Reinheit und Vollkommenheit realisiert sind, das absolut richtige Urteil über das Gute im Menschen entsteht; daß also auch in dem, welcher keinen fertigen Maßstab des Guten mitbringt, erst durch das Anschauen Christi dieser Maßstab erzeugt wird.“* Damit aber streitet die andere

* Thilo: theologisierende Rechts- und Staatslehre 1861, S. 159, und 168; Flügel: das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes, 1869, S. 201 ff.

Behauptung, daß die Ethik sich nicht auf den christlichen Glauben gründen könne, sondern ihre volle Selbständigkeit besitze, keineswegs. Denn die sittlichen Urteile werden uns von Jesu nicht einfach gegeben, gewissermaßen aufgedrungen, sondern wir selbst erzeugen sie in uns; wir selbst sind es, welche urteilen und welche eben das in Christo im vollkommenen Maße dargebotene Gute als das Beste und Höchste billigen. Auch der Heilige des Evangelium muß nach dem bekannten Worte Kant's erst von uns selbst als solcher anerkannt werden. Es gilt auch hier, das Gute ist gut, nicht weil Christus es gethan, sondern wir erkennen Christum als den Vollkommenen an, weil er das Gute geübt hat. Ohne die Erscheinung Jesu hätte der Menschheit vielleicht die Anschauung gewisser sittlichen Verhältnisse gefehlt, und ohne diese Anschauung würde dann auch wohl das sittliche Urteil über diese Verhältnisse nicht entstanden sein, welches uns nunmehr sehr geläufig ist. „Während die absolute Würde der sittlichen Ideen an sich selbst fest steht, gestattet die Art, wie sie entstehen, recht wohl die Annahme des Glaubens, daß sie ohne göttliche Offenbarung des Christentums in ihrer Reinheit und Vollständigkeit den Menschen nicht bewußt worden wären.“ *

Bei alledem bleibt aber die Selbständigkeit und die von religiösen Prinzipien völlige Unabhängigkeit der praktischen Philosophie als solche bestehen. Und diese zur Auffassung der Sittenlehre Jesu herzubringen, ist hier wie überhaupt für geschichtliches und begriffliches Verständnis weit zuträglicher, als ein sogenannter bloßer gesunder Menschenverstand, oder eine solche Bildung, die doch immer in Abhängigkeit steht von zufällig, ungeprüft angenommenen, obwaltenden Meinungen. Es wird ja immer und zumal bei der Moral, vor allen der Jesu, der Sprach seine Geltung behalten: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt

* Ziller: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. 2. Aufl., 1884, S. 20.

ein kindlich Gemüt; und es soll nicht bestritten werden, daß ein wohlgestimmtes Gemüt in der Lage ist, einzelne moralische Gedanken und Gesinnungen sich tiefer anzueignen, als dies bei einer bloß wissenschaftlichen Betrachtung derselben geschehen kann. Aber jedes in seiner Art und an seinem Ort. Wissenschaftliches Verständnis beruht auf anderen Erfordernissen als sittlich-religiöse Erbauung. Es genügt dazu nicht der zufällige Bestand sittlicher Gedanken, Gesinnungen und Bedürfnisse. Bei einer wissenschaftlichen Bekanntschaft mit der in Rede stehenden Sache wird man immer den Vorteil haben, daß dadurch nicht allein die Fragepunkte, für welche das in den Reden Jesu Gegebene als Antwort dient, schärfer und vielseitiger hervortreten, sondern daß man auf die nicht gerade immer deutlich vorliegenden Beziehungspunkte, mit Rücksicht auf welche etwas gesagt ist, hingelenkt wird. Man hat sich ferner zur deutlichen Erkenntnis gebracht, worin eigentlich das Moralische besteht, sich die verschiedenen Arten der Wertschätzung klar gesondert und ist bis zu den eigentümlichen Prinzipien oder Grundverhältnissen vorgedrungen.

Oder verträge etwa die Sittenlehre Jesu eine solche Prüfung und Auffassung nicht? Wir haben es hier mit den Aussprüchen eines reichen, in sich wohlgeordneten Geistes zu thun, bei denen immer ein guter Sinn und ein tiefer Zusammenhang vorausgesetzt werden muß, wie unzusammenhängend oder befremdend die gegebenen Meinungen auch erscheinen mögen. Es würde sich daher mit der Verehrung, welche diesem hohen Geiste gebührt, wenig vertragen, wenn man bei der Erfassung des Sinnes seiner Reden, mögen sie sich zunächst auch an die nicht eben hohe geistige Bildung seiner Umgebung angeschlossen haben, keine höheren Ansprüche stellen wollte, als der Vorstellungskreis des gemeinen Lebens mit sich bringt, oder als ein kaum erst begonnenes, aber noch in ziemlich unbeholfenen, ja rohen Geisteserzeugnissen begriffenes Nachdenken über sittliche Gegenstände reicht. Sie wird vielmehr den höchsten Ansprüchen genügen.

Freilich dürfen wir bei dem eigentümlichen Charakter der uns vorliegenden Mitteilungen in den Evangelien keine gleichmäfsig ausführliche und völlig deutliche Auskunft über alle wichtigen Fragepunkte der allgemeinen Sittenlehre erwarten. Es ist eben vieles der eigenen Besinnung überlassen. Indes wird man nicht selten überrascht werden, wie selbst bei den bruchstückartigen Berichten und gelegentlichen Angaben die entscheidenden Hauptpunkte klar hervortreten. Überblicken wir nämlich die mitgetheilten Aussprüche und Reden Jesu mit Rücksicht auf ihren ethischen Lehrinhalt, so werden einzelne Punkte sehr ausführlich und deutlich behandelt, andere dagegen knapp und bruchstückartig. Eine eigentliche systematische Verbindung tritt nirgends hervor, im Gegentheil ist das meiste zerstreut und gleichsam abgerissen gegeben. Zuweilen folgt der Berichterstatter einer blofs psychologischen Association der Gedanken. Wo gröfsere Massen miteinander verbunden sind, wie in der Bergpredigt, oder in den aneinander gereihten Gleichnissen oder in den längeren Reden bei Johannes ist es bekanntlich sehr fraglich, ob die einzelnen Aussprüche gerade in diesem Zusammenhange gethan sind, wie sie uns mitgeteilt werden. Dazu kommt die vielfach bildliche Redeweise.

Bei der Darlegung der Sittenlehre Jesu kann man glücklicherweise von zwei sonst vielumstrittenen Fragen absehen, einmal von der geschichtlichen Kritik der Evangelien, denn gerade dasjenige, worauf es hier ankommt, ist kritisch am meisten gesichert; auferdem findet es einen Halt in dem inneren Zusammenhange und der Ursprünglichkeit der Gedanken. Die andere Frage, von der wir hier absehen können, ist die: wie ist Jesus zu seiner Lehre gekommen? während uns nur die Frage beschäftigt, was ist von ihm in Beziehung auf das, was wir Sittenlehre nennen, dargeboten? Freilich gleitet nicht selten eine ungeduldige Neugier von dem eigentlichen Fragepunkte ab, und möchte zuvor lieber wissen, wie jemand zu seiner Wissenschaft gekommen sei, bevor man seine Aufmerksamkeit dem Inhalte derselben zuwendet. Abgesehen davon,

dafs ein solches Vorwissen sich oft mit sehr unzureichenden Erklärungsgründen befriedigt, hilft es gar wenig zum Verständnis der dargebotenen Lehren, es sei denn, dafs dieselben in einem derartigen Schul- oder Bildungszusammenhange stehen, vermöge dessen das Spätere ohne Kenntniss des daselbe beeinflussenden Früheren nicht wohl begriffen werden kann. Davon ist nun bei Jesus bekanntlich nicht die Rede. Allerdings hat man nicht zu vergessen, dafs er zu einer Umgebung von ganz eigentümlicher Bildung, ja Befangenheit redete. Gleichwohl sind seine sittlichen Weisungen der Hauptsache nach so leicht verständlich, und so unmittelbar überzeugend, dafs wenige des geschichtlichen Hintergrundes bedürfen, um weit über den Kreis seiner unmittelbaren Zuhörer ein allgemeines Verständnis und eine allgemeine Anerkennung zu finden und deshalb sich einer so grossen Volkstümlichkeit zu erfreuen. In der Person Jesu selbst aber tritt uns unmittelbar die volle männliche Gröfse in bewunderungswürdiger Hoheit und Reinheit der Gesinnung entgegen, getragen von einem höheren als blofs menschlichen Bewußtsein. Alles, was er sagt, ist in ihm klar, entschieden und gewifs, kein leiser Zweifel, keine Unsicherheit haftet daran. Es ist das Bild einer in sich vollendeten sittlichen Weisheit, die vielmehr unsere Verehrung und Bewunderung als die Lust und Hoffnung erregt, sie erklären zu wollen.

Nach Erledigung der besprochenen Bedenken stellen wir uns nun die Frage: was in den uns überlieferten Reden Jesu in Beziehung auf das dargeboten wird, was die allgemeine Sittenlehre als selbständige Wissenschaft, beruhend auf ihren eigenen Erkenntnisgründen zu leisten sucht oder geleistet hat? Dabei sind besonders zwei Fragepunkte ins Auge zu fassen: Erstens in welcher Weise finden die verschiedenen Hauptarten des Guten ihre Verdeutlichung? (Ideenlehre.) Zweitens: welche Motive werden für das sittliche Handeln in Anwendung gebracht?

Zunächst noch die Vorfrage: Was wird in sittlicher Hinsicht am Menschen beurteilt? Nichts Sinnliches, Äufseres,

sondern das Innere;* nicht das Wissen, nicht das Bekenntnis.** Aber auch nicht das Thun als solches, sondern nur sofern es aus der rechten Gesinnung hervorgegangen ist. Sonst mag ein Thun wohl mit den sittlichen Forderungen übereinstimmen, so können Almosen gegeben werden, aber ohne Liebe (Matth. 6, 1 ff.); es kann scheinbar vergeben werden, aber nicht von Herzen (Matth. 18, 35); es kann ferner ein Thun große Erfolge haben, sogar das Sittliche bei anderen befördern,*** — und gleichwohl verwerflich sein.

Vielmehr nimmt Jesus ohne alle Umschweife, zum Teil im unmittelbaren Gegensatz zu den bisherigen heidnischen und jüdischen Sittenlehren, welche auf äußere Güter, Wissen, Bekenntnisse, Ritus, Opfer u. s. w. so großes Gewicht gelegt hatten, den Weg zum Willen, als dem einzigen Objekt der sittlichen Wertschätzung. Denn wenn dies auch nicht immer ausdrücklich gesagt wird, so pflegt man doch eben eine Gesinnung, welche auf gegebenen Anlaß zur That zu werden bereit ist, ein Wollen zu nennen.

Nun ist Wollen ein mit Einsicht verbundenes Begehren, welches stärker oder schwächer ist, entweder im Inneren eingeschlossen bleibt, oder zur That werdend in die Außenwelt eingreift, hier unabsichtlich oder absichtlich mit anderen Willen diese fördernd oder hemmend zusammentreffen kann. Darnach pflegt man den menschlichen Willen nach fünf Beziehungen zu beurteilen, nämlich nach den Ideen der inneren Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechtes und der Vergeltung.

* Man denke z. B. an Luk. 17, 20: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden u. s. w. An die Auslegungen der Gebote betreffend das Begehren Matth. 5, 20 ff. An das Scherflein der Witwe Mark. 12, 42 ff., an Matth. 15, 11 ff. Was zum Munde ingehet u. s. w.

** Matth. 7, 21. Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr Herr u. s. w.

*** Matth. 6, 22. Haben wir nicht große Thaten gethan, geweissagt, Teufel ausgetrieben?

I. Die sittlichen Ideen.

Die Idee der inneren Freiheit.

Wenn Johannes 1, 17 sagt, das Gesetz ist uns durch Moses gegeben, die Gnade und Wahrheit aber durch Jesum Christum, so hat er offenbar die Absicht, kurz und genau anzugeben, worin er die oder doch eine Eigentümlichkeit erblickt, wodurch Jesu Lehre über das mosaische Gesetz hinausgeht. Nun ist ja unmittelbar verständlich, wie Gesetz und Gnade einen Gegensatz bilden, aber worin liegt der Gegensatz zwischen Gesetz und Wahrheit? Es ist, wie sich zeigen wird, derselbe als zwischen Legalität und Moralität.

Tritt eine Sittenlehre in der Form des Gesetzes oder als Pflichtenlehre auf, so wird dabei als Norm ein Wille (eines Höheren) angesehen, nach welchem sich unser Wille richten soll. Was hier den gehorchenden Willen zur Folgsamkeit verpflichtet, ist zunächst nicht die Vortrefflichkeit oder der sittliche Wert des gebietenden Willens, sondern es soll die Hinweisung auf einen allgebietenden Willen genügen; der Gehorsam ist blind. Die Folge davon kann immer nur eine Legalität sein, eine äußere Folgsamkeit, ohne dafs man innerlich von dem sittlichen Werte des gebietenden Willens und also auch seines eigenen Thuns, nämlich des Gehorsams, überzeugt wäre. Denn würde diese Erkenntnis vorhanden sein, so bestände die hier gemeinte Sittlichkeit nicht lediglich im Gehorsam gegen einen fremden Willen, sondern man fühlte sich innerlich durch die Vortrefflichkeit des Gebotenen dazu verpflichtet. Handelt es sich ausschliesslich um Gehorsam, so kann dieser geleistet werden, auch ohne dafs man sich Gedanken über die Rechtmäßigkeit des Befehls macht, ja auch dann, wenn man den gebietenden Willen als sittlich schlecht erkennt, und ihm zu folgen als Last fühlt. In diesen Fällen ist wohl Legalität, Übereinstimmung unseres Thuns mit dem Gebotenen vorhanden, zugleich aber meist auch ein

innerer Zwiespalt zwischen dem, was ich thue, und dem, was ich zu thun wünsche und zu thun für recht erkenne. Wollte ich nämlich aufrichtig und wahr sein, wollte ich mich nach meiner eigenen Einsicht richten und äufsern, so würde ich vielleicht ganz anders handeln, als ich thatsächlich unter dem Einflusse eines gebietenden, Gehorsam fordernden Willen handle. Kurz die blofse Legalität pflegt mit einem inneren Zwiespalt, einer inneren Unwahrheit, Unfreiheit verbunden zu sein.

Kann man nun von dem mosaischen Gesetze sagen, dafs es sich mit blindem Gehorsam begnügte, dafs es auftrat lediglich als die Äußerung eines allgebietenden Willens, ohne dessen Gesetze nach ihrem Inhalt annehmbar zu machen, und ohne irgendwie Wert auf die Motive des Gehorsams zu legen? Das lag gewifs nicht in der Absicht des Gesetzgebers. Aber es ist bekannt, wie stark die jüdische Moral die Form einer äufseren Gesetzgebung an sich trägt, und wie sehr dieselbe, gleich jeder Gesetzgebung, welche Ritualgesetze und sittliche Normen auf dieselbe Stufe stellt, und in gleicher Weise motiviert, in einen Despotismus künstlicher Pflichten sich verlor. Man weifs indes auch, wie stark die Propheten die blofse Legalität oder äufserere Gerechtigkeit rügen, wie sie dem von aufsen an den Menschen herantretenden Gebote ein inneres Gesetz (z. B. Jerem. 31, 33) und den Ritualsatzungen die wahren sittlichen Normen entgegenstellen. Sie begnügen sich nicht damit, die Achtung vor den letzteren durch den Hinweis auf den gebietenden Willen des allmächtigen Gottes, als des obersten Gesetzgebers zu begründen, sondern mit großem Nachdruck wird auf dessen ehrfurchterweckende Würde, Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte hingewiesen. Nicht der Wille als solcher als blofs mächtiger, welcher Gehorsam erzwingen kann, sondern sofern derselbe in Gerechtigkeit gegründet, auf solche gerichtet und nur Billiges verlangt, insofern gilt der göttliche Wille als Norm. Gerechtigkeit und Gericht sind seines Stuhles Festung (Psalm 97, 2). Nicht umgekehrt, dafs Gottes Herrschaft oder sein allmächtiger Wille — an sich

sittlich-gleichgiltig — erst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht begründet hätte.*

So beschränken sich denn auch die berühmten Rabbinerschulen kurz vor der Zeit Jesu nicht darauf, das Gesetz als

* Dies sieht z. B. Hitzig als Anschauung des alten Testaments an: „Gut ist, was Jehova dafür hält und erklärt; und so ist der Wille Jehova's, nicht die Idee des Rechtes, Rechtsprinzip.“ Während es bei de Wette heisst: „Die Grundsätze Deiner Herrschaft sind Recht (jus, justitia) und Gerechtigkeit (aequitas); Gnade und Wahrheit (rectum) stehen vor Deinem Antlitz, eigentlich gehen vor Deinem Antlitz her wie Trabanten.“ Eines ähnlichen Bildes bedient sich der griechische Philosoph Anaxarch, indem er Alexander den Großen überreden will, alles, was der Mächtige thut, sei eben darum gut. Weisst Du nicht, heisst es, daß Zeus die Dike (Recht) und Themis (Gericht) deswegen zu Beisitzerinnen hat, damit alles, was vom unwiderstehlich herrschenden gethan wird, recht und erlaubt sei.“ (Flügel: Probleme der Philosophie 1876, S. 179.) Der Grieche will das gerade Gegenteil von dem beweisen, was Jesaias von Jehova lehrt. Jener gründet das Recht lediglich auf die Willkür des Mächtigen, welcher nach Belieben das eine für recht, das andere für unrecht erklärt und darum auch das geltende Recht zum Unrecht machen kann. Anders der Prophet. Nach ihm beruht das Recht nicht auf Willkür, sondern auf einem Nicht-anders-können vermöge der eigenen göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit, z. B. Jes. 2, 9, wozu Henderwerk (Des Propheten Jesaias' Weissagungen, 1838, S. 75) bemerkt: „Diese moralische Unmöglichkeit wird hier recht apodiktisch bezeichnet durch die Negation al mit dem Aor. II, um das Nicht-Sollen, Nicht-Dürfen recht bemerklich zu machen.“ Darum wird auch oft hervorgehoben, daß Gott das Böse nicht gefällt (Ps. 5, 5), daß er hingegen Gerechtigkeit und Gericht liebt (Ps. 33, 5; 11, 7) und daß er von den Menschen um seiner Gerechtigkeit willen gelobt wird (Ps. 119. 164). Man kann noch, zwar aus einer ganz anderen Zeit, aber aus demselben Gedankenkreis hinzunehmen, daß der Wille Gottes selbst wieder geprüft werden soll und ethische Prädikate erhält „der gute, der wohlgefällige, der vollkommene“ (Römer 12, 2). Das hätte gar keinen Sinn, wenn eben der Wille Gottes als bloßer Wille erst das Gute zum Guten machte, denn als der, welcher erst den Unterschied von gut und böse macht, kann er nicht selbst einer ethischen Beurteilung unterliegen, wie doch hier offenbar geschieht. Ebenso, wenn es Hebräer 1, 8 heisst: Das Scepter Deines Reiches ist ein richtiges Scepter.

etwas nur äußerlich sich anzueignendes zu lehren, sondern als das dem Menschen geziemende Verhalten, als ein edles, würdiges, wohlgefälliges erkennen zu lassen, wobei ihnen die reiche Fülle von Bezeichnungen des Wohlgefälligen oder Mißfälligen, wie es sich dem gemeinen Leben im Morgenlande darbot, willkommene Dienste leistete.

Sollte nun die Moral Jesu nicht einmal diese Stufe des jüdischen Prophetismus eingenommen haben? Sollte er zurückgesunken sein in eine bloße Gesetzes- oder Pflichtenlehre?

Nein. Vielmehr stand er in demselben Gegensatz zu der bloßen Gesetzesmoral und zur bloßen Legalität mit ihrer inneren Unwahrheit und Unfreiheit, so daß Johannes eben dies als das Eigentümliche angiebt, durch ihn sei Wahrheit gekommen. Das kann nach dem Gegensatz zum Gesetz kaum etwas anders* bedeuten, als eine Moralität, welche nicht mehr das Gute als eine harte, fremde Forderung betrachtet, dabei man sauer sieht (Matth. 5, 16) und als unter einer Last seufzt, also mit sich selbst in Disharmonie steht, sondern als etwas dem eigenen Innern Wohlgefälliges, von uns selbst Gebilligtes und Gebotenes, so daß es mit fröhlichem Herzen und mit innerer Willigkeit geschieht und als ein sanftes Joch und eine leichte Last empfunden werden soll (Matth. 11, 30). Hier ist der innere Zwiespalt der Legalität aufgehoben, statt dessen findet innere Harmonie statt, weil hier das Wollen und Thun der wahre Ausdruck der inneren eigenen Überzeugung oder Einsicht ist. Hier ist Wahrheit, innere Freiheit oder jene Wahrheit vorhanden, von der es heißt, sie wird euch frei machen (Joh. 8, 32). In dieses eigene Urteil oder Wissen und die dadurch bedingte Freiwilligkeit, das Gute zu thun, setzt Jesus die Wahrheit und Freiheit. Wer das Gute zwar thut, aber ohne eigene innere Überzeugung von seinem Werte, der ist ein Knecht, „denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut, Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid“

* Wobei ein mehreres, was darin liegen kann, nicht ausgeschlossen ist, denn bekanntlich wird hier das Wort Wahrheit verschieden ausgelegt.

(Joh. 15, 15). Derselbe Unterschied wird sonst zwischen Knechts- und Kindergehorsam gemacht (Joh. 8, 34).

Wir sind also auf die Übereinstimmung des Willens mit dem eigenen Urteil über denselben geführt. Es kann wohl nicht eingewendet werden, daß Jesus nicht so sehr das eigene Urteil, als vielmehr den Willen Gottes betone und Übereinstimmung mit diesem fordere. Denn wir haben bereits hervorgehoben, daß eben eine Eigentümlichkeit des Prophetismus und Jesu darin bestand, den Willen Gottes als einen heiligen und gerechten zu erkennen und sein Gesetz als uns ins Herz geschrieben, gleichsam uns aus der Seele gesprochen aufzufassen.

Hier beachte man auch, wie Jesus selbst seine Autorität begründet. Denn nicht anders will er die Autorität Gottes begründet wissen. Er weist zu diesem Zwecke wohl öfters hin auf die Macht, welche sich in seinen Wundern kund that, aber er beruft sich nicht auf diese Macht allein, sondern zugleich auf den guten und weisen Gebrauch derselben. Die bloße Macht kann auch im Dienste des Bösen stehen; auch dem Teufel wird die Macht, Wunder zu thun, zugeschrieben, auch die falschen Propheten werden große Zeichen und Wunder thun (Matth. 24, 24). Die übermenschliche Macht allein ist es also nicht, worauf Jesus seine Autorität gegründet, sondern weil er diese Macht im Dienste des Guten gebraucht, z. B. Heilungen verrichtet aus Erbarmen, daß er die Macht aber nie für sich anwendet, sondern wenn es sich um seine Person und Rettung handelt, hatte er vor dem Schwächsten nichts voraus. Während bei Plato die Meinung ausgesprochen wird, es möchte wohl niemand, wenn er im Besitz des Ringes der Gyges wäre, also ungesehen und ungestraft unrecht thun könnte, vom Unrecht frei, arm und verachtet bleiben, sehen wir hier, wie Jesus es verschmäht, seinen Hunger wunderbar zu stillen (Matth. 4, 3), oder sich durch 12 Legionen Engel (Matth. 26, 53) zu schützen, dagegen seine Macht nur für andere gebraucht. Kurz die Pflicht, ihm zu gehorchen und nachzufolgen, gründet Jesus auf die Verbindung der Macht mit der Reinheit der Gesinnung. „Es war die Vereinigung

von Grösse und Selbstaufopferung, welche die Herzen gewann, die gewaltige Kraft, gehalten in gewaltiger Beschränkung.“*

Da Jesus nun stets als der Repräsentant Gottes auftrat, und gewiss in dieser Beziehung das Wort gilt (Joh. 14, 9): wer mich siehet, der siehet den Vater, so lag es durchaus nicht in der Absicht Jesu, Gottes Autorität allein auf dessen Macht oder seinen allmächtigen Willen zu gründen, sondern vielmehr auf den Umstand, dafs der allmächtige Wille Gottes auf das Gute gerichtet ist. Diese Belehrung oder Erkenntnis setzt aber voraus, dafs der Wille Gottes von uns beurteilt wird, dafs wir also in uns ein Kriterium haben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und dafs der Unterschied von gut und böse nicht durch irgend einen Willen, auch nicht den allmächtigen, erst begründet werde. Wäre es so, so wäre der menschliche Wille lediglich darum gut, weil er dem göttlichen Willen gehorcht, ohne eine eigene Einsicht in das Würdige und Gerechte des Befohlenen zu haben, so wäre die Heiligkeit Gottes nicht blofs dem Grade, sondern der Art nach verschieden von der für die Menschheit geltenden, und Gott wählte das Gute aus Wohlgefallen daran, der Mensch aber lediglich aus Gehorsam gegen einen Höheren. Es könnte dann nicht gesagt werden: ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Es müfste dann entweder das Gleichwie so ausgedeutet werden, als sollte es einen Unterschied, also ein Nicht-Gleichwie bedeuten, oder man müfste dem Wohlwollen Gottes ebenfalls das Motiv des Gehorsams gegen einen Höheren unterlegen. Hingegen lehrt Jesus in den angeführten Worten und auch sonst, dafs das Gute für Gott dasselbe sei, als für die Menschen, und er sucht letztere zu der Erkenntnis zu bringen, dafs der Wille Gottes nichts anderes fordere, als was ein jeder auch nach seiner eigenen Einsicht für das Gute und Gerechte anerkennen und sich selbst als Pflicht auferlegen müsse.

Bekanntlich fand er nicht immer die richtigen Vorstellungen über den Willen oder die Eigenschaften Gottes vor.

* *Ecce homo.* Eine Darstellung von Jesu Christi Leben und Werk. Aus dem Englischen. 1867. Erlangen. S. 52.

Deshalb liefs er es sich angelegen sein, dieselben zu berichtigen, und zwar so, dafs er aus der eigenen besseren Einsicht eines jeden das Betreffende zum deutlichere Bewufstsein zu bringen suchte. Besonders ausgiebig in dieser Beziehung sind unsere Quellen an Beispielen für die reine Güte Gottes. Das geschah nicht allein, um eine richtige Vorstellung von der Güte Gottes zu erwecken und zu befestigen, sondern auch in der Absicht, das auf diese Weise gewonnene eigene Urteil über ein wahrhaft wohlgefälliges und geziemendes Verhalten zum Antriebe werden zu lassen, nach dieser Ansicht zu handeln.

Auf die eigene, in dem unbefangenen Menschen selbst sich erzeugende Einsicht in das Gute gründet Jesus auch seinen Mafsstab, welchen er an dem übte, was als Wille Gottes angesehen und gelehrt wurde. Einen solchen Mafsstab übte er bekanntlich nicht allein an den Zusätzen und Auslegungen der Ältesten, sondern auch an dem, was unzweifelhafter Bestand des Gesetzes, also des sogenannten göttlichen Willens war.* Aber es ist sehr bemerkenswert, dafs er sich zu diesem Zwecke nicht etwa auf einen geschichtlichen Mafsstab einläfst, vielmehr genügt es ihm, gegen das ganze Ceremonialgesetz oder gegen zu enge, buchstäbliche Auslegung der sittlichen Gebote einfach die Stimme eines unbefangenen sittlichen Urteils aufzurufen, und auf den Geist des Gesetzes, d. h. auf die den einzelnen Geboten zu Grunde liegende Absicht Gottes hinzuweisen, wobei er sich gern auf Aussprüche der Propheten bezog. „Jesus sprach wie einer, der Macht hat, aus des eigenen Geistes Fülle und Tiefe: ich aber sage euch, nicht eine neue Würde und Menschensatzung aufrichtend, sondern nach dem eigenen Denken und Wollen anklopfend an jede Brust mit dem Morgengrufse der Freiheit und der Mahnung des Gewissens. Das war seine Macht über die Herzen.“**

Auf diese Weise berichtigte er nicht nur engherzige Deutungen und falsche Anwendungen, sondern er verschärfte

* Den ausführlicheren Nachweis s. bei Beyschlag: Das Leben Jesu. 1885. I, 330 ff.

** Hase: Geschichte Jesu. 1876, S. 425.

den Inhalt und erweiterte den Umfang des Gebotenen und Verbotenen durch Erweckung des eigenen Urteils über das Schöne,* Gute, Geziemende, Löbliche und deren Gegenteile. Das eigene Gewissen der Menschen wurde zum Ausleger der Gebote Gottes.

Dies letzte ist uns hier eben das Wichtige, dafs überall die genaue Übereinstimmung dessen betont wird, was Gottes Wille oder Gesetz ist, und was der Mensch nach seinem besseren Ich als das Gute erkennt; und ein jeder wird aufgefordert, dies durch die eigene Erfahrung an sich zu erproben. So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei (Joh. 7, 17).

Fragen wir nun, wie rief Jesus das sittliche Urteil im Menschen wach? Das einfachste Mittel dazu, so könnte es scheinen, wäre wohl die Mitteilung der betreffenden Urteile über gut und böse vermittelt der Sprache. Und daran fehlt es ja auch nicht. Einen nicht geringen Teil seiner sittlichen Belehrungen kleidet Jesus in die Form: „ich aber sage euch,“ so dafs er einfach das Urteil und die Vorschrift selbst giebt. Aber dies geschieht doch nur, wo die Hörer durch Erörterung ähnlicher oder auch entgegengesetzter Urteile, die ihnen geläufig waren, bereits vorbereitet und gestimmt waren, nun dem Richtigen ihre Zustimmung zu geben. Denn man vergesse nicht, wo die rechte Stimmung des Geistes oder die Auffassung fehlt, da läfst sich streng genommen gar nichts, am allerwenigsten ein sittliches Urteil mitteilen, so nämlich dafs der Hörende selbst mit urteilt.

Nichts scheint freilich einfacher, als Meinungen, Ansichten, Urteile durch Worte ändern zu überliefern. Der einsichtige Lehrer kennt jedoch die Schwierigkeit. „Denn alle Bedeutung

* Es ist nicht unbeachtet zu lassen, dafs unsere Quellen in mehreren Fällen für das sittlich Gute den Ausdruck „schön“ anwenden. Sie hat ein schönes Werk gethan (Matth. 26, 10). Auf dafs sie euere schönen Werke sehen (Matth. 5, 16). Ist es recht am Sabbath schön zu handeln? (Matth. 12, 12). Viele schöne Werke habe ich erzeugt (Joh. 10, 32). Schönes und gutes Herz (Luk. 8, 15).

der Rede muß der Hörer aus sich selbst hergeben.“* „Von einer Mitteilung und Überlieferung eines Gedankens von einem Geiste an den andern durch die Sprache kann im strengsten Sinne des Wortes gar nicht die Rede sein; vielmehr kann die Sprache nur die Veranlassung, das Signal sein, um den fremden Gedanken selbst zu denken.“** Dies gilt ganz besonders von den sittlichen Urteilen. Bloß angelernt oder nachgesprochen haben sie gerade so wenig Wert, als wenn jemand den Beweis eines mathematischen Satzes ohne eigenes Verständnis auswendig gelernt hätte. Es liegt eben in der Natur der sittlichen oder allgemein der ästhetischen Urteile, daß sie das eigene Erlebnis, das notwendige Ergebnis der gleichschwebenden Glieder der betreffenden Verhältnisse im eigenen Vorstellen sind. Sie lassen sich daher als solche durchaus nicht mitteilen, sondern müssen sich, wenn sie vorhanden sein sollen, in jedem einzelnen selbst erzeugen.

Natürlich wufste das der „Lehrer ohne Gleichen“ auch; er wufste aber zugleich, daß man mancherlei dazu thun kann, um den Hörer zu bestimmen, damit in ihm selbst das betreffende Urteil entspringt. Dazu ist vor allem nötig, die Glieder der Willensverhältnisse so zur Anschauung zu bringen, daß sie sich im vollendeten, gleichschwebenden Vorstellen befinden. Das Urteil stellt sich dann bei einiger Unbefangenheit von selbst ein.

Diese klare, unbefangene Anschauung erreichte Jesus zumeist durch Anwendung von Gleichnissen. In denselben werden die Verhältnisse, über welche geurteilt werden soll, möglichst einfach, ohne die Verwickelungen, welche das Leben gar oft zeigt, dargelegt. Der dabei nur erdichtete Fall hat vor dem wirklichen den Vorteil, daß dadurch der eigene Nutzen oder das Vorurteil des Urteilenden nicht in Anspruch genommen wird. Derselbe urteilt vielmehr unbefangen und objektiv. Ja zuweilen werden die Personen des Gleichnisses so gewählt, daß das Gute selbst an dem, welchem

* S. Herbart, W. II. 208.

** Lazarus: Leben der Seele. 2 Aufl. II. 218, 185.

man sonst nicht gewogen ist, z. B. am Samariter und Zöllner anerkannt werden muß. Ferner ist hierbei noch zu beachten, daß in vielen Fällen Jesus selbst das Urteil nicht fällt, sondern, wenn das Gleichnis so weit entwickelt ist, daß die betreffenden Verhältnislinder sich zu einem Urteil zuspitzen, so unterbricht er plötzlich die Erzählung mit einer Frage, die keine andere Absicht hat, als den Hörer selbst urteilen zu machen. Z. B. wer dünket dich, der Nächste gewesen zu sein? (Luk. 10, 36.) Was wird er diesen bösen Weingärtnern thun? (Matth. 21, 40.) Welcher unter den zweien hat des Vaters Willen gethan? (Matth. 21, 31.) Danket er auch demselbigen Knechte, daß er gethan hat, was ihm befohlen war? (Luk. 17, 10.) Und gar oft bedient er sich der Wendung: was dünket euch? Wer ist unter euch, der u. s. w. Und einmal, wo man ihm auf eine solche Frage die Antwort aus bösem Willen schuldig bleibt, bricht er seine Rede ab und spricht: so sage ich es euch auch nicht (Matth. 21, 27). Die Absicht solcher Fragen, nachdem vorher der Fall erörtert ist, liegt auf der Hand. Das eigene Urteil sollte geweckt werden. Jesus lehrte hier auf eine Weise, daß ein jeder glauben konnte, selbst gefunden zu haben, was er, durch ihn angeregt, erkannt hatte.

Ein anderes Mittel, die Leute urteilen zu machen, bestand in der thatsächlichen Vorführung unbedingt wohlgefälliger Verhältnisse durch sein eigenes Handeln. Wir wiesen bereits oben darauf hin, wie in der Ästhetik gar oft die eigentlichen Regeln erst von den Kunstwerken selbst entnommen werden. Mit einem solchen Kunstwerk im sittlichen und zwar im hervorragenden Sinne läßt sich das fleckenlose Leben Jesu wohl vergleichen. Das Anschauen desselben macht urteilen. Und das wird seine unmittelbare Umgebung noch weit stärker erfahren haben, als wir, denen das Leben doch nur aus vereinzelten Zügen bekannt ist. Jesus weist ja auch selbst, um das Urteil zu wecken, auf sein Beispiel hin,* und noch

* Matth. 11, 29: Lernet von mir. Joh. 13, 15: Ein Beispiel habe ich euch gegeben.

öfter thun dies die Apostel zu gleichem Zwecke. Dabei vergesse man nicht, wie viel Schwierigkeiten zu überwinden waren, um ein Volk zum selbständigen Urteilen zu bringen, welches dessen fast ganz entwöhnt war, das vielmehr gewöhnt war, sich durch auswendig gelernte Vorschriften und Beweistellen leiten zu lassen, und es wohl gar für Vermessenheit hielt, die Lehren der Meister verstehen zu wollen, und dem auch gar keine Antwort gegeben werden konnte, wenn es nach dem Warum, nach der inneren Würde der Ceremonialgesetze hätte fragen wollen.

Gleichwohl ist die Weckung der eigenen sittlichen Einsicht das erste und unerläßliche, wenn ein Mensch zur Wahrheit im Sinne Jesu oder zur inneren sittlichen Freiheit soll erzogen werden. Bei wem diese eigene Einsicht nicht vorhanden ist, oder sich nicht erzeugen läßt, der kann höchstens ein Knecht, aber nicht ein Freier (kein Freund oder Kind, Joh. 8, 32 ff. und 15, 14 ff.) sein. Oder wo dieses eigene sittliche Urteil durch allerhand Künste verdorben ist, da wendet sich Jesus von den sogenannten Weisen an die Einfältigen und kindlichen Gemüther (Matth. 11, 25). Im allgemeinen aber setzt Jesus die Einsicht oder doch die Fähigkeiten, dieselbe zu gewinnen, bei den Menschen voraus und fordert jeden auf zu richten, was recht ist (Luk. 12, 57). Mit Recht pflegt man seine Aussprüche von dem inneren Lichte (Matth. 6, 22 ff.) und dem Zuge des Vaters (Joh. 6, 44) als von etwas Gegebenem (Joh. 6, 65) auf das Gewissen eines jeden zu beziehen.*

Nachdem diese Einsicht in das, was gut und böse ist, durch Jesu Lehre und Beispiel geweckt, geschärft, ergänzt, und berichtigt war, sollte sich dieselbe nun auch als selbständig und dauernd erproben, namentlich auch dann, wenn seine Anhänger sich nicht mehr Rat bei ihm erholen konnten, wenn sie auf ihr eigenes Urteil allein angewiesen waren. Darum

* Dorner (System der christl. Sittenlehre 1885, S. 211) rechnet hierher noch Joh. 1, 4; 5, 38; 8, 32.

wird das Kommen des Geistes, wobei jedenfalls auch an die Bewährung des eigenen, selbständigen sittlichen Urteils zu denken ist, von der Entfernung seiner Person abhängig gemacht (Joh. 16, 14. 23), jeder sollte sein eigener Gesetzgeber sein, so daß sein Urteil mit dem göttlichen übereinstimmte. Sie sollten alle von Gott gelehrt sein (Joh. 6, 45). Und es ist sicher im Geiste Jesu gesprochen, wenn Johannes schreibt (1. Joh. 2, 20): Ihr habt die Salbung von dem, der da heilig ist, und wisset alles.

Bei alledem ist gleichwohl die Gesinnung und Befestigung der eigenen sittlichen Einsicht nur erst ein Teil und zwar der geringere von dem, worauf es bei Jesus abgesehen war, nämlich auf die Realisierung des als gut Erkannten. Die Einsicht soll auch nun wirklich den Willen zur That bestimmen. So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut (Joh. 13, 17).

Ohne das Thun oder ohne den der Einsicht entsprechenden Willen fehlen die Früchte, daran man den Wert eines Menschen erkennt (Matth. 7, 16. 20). Bloßes Hören, Verstehen, Billigen, sich dafür Begeistern, dafür Eifern, aber ohne das entsprechende Thun wird oft genug für unzureichend,* ja für eine Vergrößerung der sittlichen Schuld angesehen.** Vielmehr gehöre zusammen, das Gute kennen und es thun.*** Verwerflich ist es schon, wenn jemand von dem, was er für gut hält, nach Belieben etwas aussucht und dieses thut, anderes aber und vielleicht das Wichtigere unterläßt. Da gilt es das eine zu thun und das andere nicht zu unterlassen (Matth. 23, 23). Den also handelnden Einfältigen (Matth. 11, 25) stellt Jesus die Zwiespältigen gegenüber und weist diese von sich: was

* Matth. 13, 19: Gleichnis vom vielerlei Acker. Matth. 7, 3 ff.: Vom Splitterrichten. Matth. 7, 21, ff.: Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr, Herr u. s. w.

** Luk. 12, 47: Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß und nicht thut.

*** Matth. 7, 24: Wer meine Rede höret und thut sie u. s. w. Matth. 12, 50: Wer den Willen meines Vaters thut, der ist mein Bruder u. s. w. Luk. 11, 28: Selig, die Gottes Wort hören und bewahren und Matth. 28, 10: Lehret sie halten alles, was ich euch gesagt habe, u. s. w.

nennt ihr mich Herr und thut nicht, was ich euch sage (Luk. 6, 46). Das heißt Ja sagen und nicht darnach thun (Matth. 21, 28), oder das als gut Anerkannte nicht ausführen. Ganz besonders aber stellt er als Beispiele solch innerer Unwahrheit, oder Disharmonie, oder wie es Jesus beständig nennt, der Heuchelei, die Pharisäer und Schriftgelehrten hin, über welche unter anderen auch darum ein so schweres Verwerfungsurteil ergeht, weil ihr Thun dem nicht entspricht, was sie selbst für gut erkennen. Sie wollen den Schlüssel der Erkenntnis haben (Luk. 11, 32; Matth. 23, 13 ff.), sitzen auf dem Stuhle Mosis, schreiben sich also eine besonders genaue Erkenntnis zu; sitzen gern obenan in den Schulen (Mark. 12, 39); haben es gern, wenn man sie Rabbi grüßt; werfen sich zu Leitern des Volkes auf: sagen wohl, was zu thun sei, rühren aber selbst keinen Finger, es zu thun. Darum darf man sich nicht nach ihren Werken richten, eher nach ihren Worten (Matth. 23, 3). Aber freilich auch hinsichtlich der Erkenntnis wenden sie die besondere Aufmerksamkeit auf Nebendinge und Äußerlichkeiten, lassen jedoch das eigentlich Sittliche im Gesetz, nämlich das Gericht, Barmherzigkeit und Glauben beiseite; sie setzen an die Stelle des Schweren das Leichtere und möchten ihre sittlichen Unterlassungen durch äußere Strenge gut machen, wiewohl ihnen die sittlichen Anforderungen nicht unbekannt sind.

Das Verwerfliche dieses ihres Verhaltens wider die bessere Überzeugung wird noch dadurch gesteigert, daß sie einmal von andern streng fordern, das zu thun, was sie ihnen auflegen, ohne es selbst zu thun, und zum andern, daß sie sich durch augenfällige Handlungen den Schein geben, als seien sie die eifrigsten Thäter des Gesetzes, die Gerechten, sie prahlen mit Almosen, mit Gebeten, Fasten, schmücken der Propheten Gräber, suchen eifrig nach Proselyten und suchen durch sophistische Unterscheidungen geschworene Eide ungiltig zu machen (Matth. 6, 2 ff. Matth. 23). Dabei aber versündigen sie sich auf das gröblichste gegen die einfachsten und unzweideutigsten Regeln des sittlichen Verhaltens, fressen der Witwen

Häuser, nehmen den Alten das Brot von dem Munde und wenden Gebete vor (Matth. 23, 14; 15, 5).

Was hier überall so stark, im höchsten Affekt des Unwillens getadelt wird, ist eben die innere Disharmonie zwischen der Einsicht und dem Wollen (Thun), so dafs je klarer die erstere ist, um so stärker die Unwahrheit, Unfreiheit oder Heuchelei eines solchen Verhaltens als Gegensatz hervortritt. (Ihr werdet desto mehr Verdammnis empfangen. Matth. 23, 14.) Wo hingegen die Einsicht ganz oder teilweise fehlt, hört mit dem hier in Rede stehenden Verhältnis zwischen Einsicht und Wollen auch der eigentliche Tadel wegen innerer Unwahrheit auf. Ja wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr sprecht, wir sind sehend, bleibet eure Sünde (Joh. 9, 41). Oder hättet ihr keine Gelegenheit, die richtige Einsicht zu gewinnen, wäre ich nicht gekommen und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde (Joh. 15, 22). Darum bildet auch Mangel an Erkenntnis einen Entschuldigungsgrund für einen Knecht, der seines Herrn Willen nicht thut, weil er ihn nicht genau kennt (Luk. 12, 48), oder für solche, die nicht wissen, was sie thun (Luk. 23, 24). Ja selbst eine äußerlich ungesetzliche Handlung kann wenigstens das Lob innerer Wahrheit (Überzeugungstreue) erhalten, wenn sie der einmal gehegten Überzeugung entspricht.*

Wiederum aber würde bloßes Thun ohne innere Billigung keinen eigentlichen sittlichen Wert haben, wie eine Anbetung ohne Geist und Wahrheit (Joh. 4, 24), liebloses Almosengeben (Matth. 6, 2). Vergeben mit heimlichem Groll (Matth. 18, 35) u. s. w.

* Im alexandrinischen codex Cantabrigiensis heifst es: Jesus sah einen Menschen am Sabbat arbeiten und sprach zu ihm: „Selig bist du, wenn du weifst, was du thust; wenn du es aber nicht weifst, verflucht und ein Übertreter des Gesetzes.“

Häufiger und ausdrücklicher betonen die Apostel die Überzeugungstreue, selbst beim irrenden Gewissen, z. B. 1. Kor. 10, 29; 8, 10, und fordern Schonung für ängstliche und schwache Gewissen, Röm. 14, 13 ff., 1. Kor. 10 25, nur soll jeder seiner Sache gewifs sein, Röm. 14, 5, einfältig *ἀπλοῦς*, *τίλειος* Kol. 2, 16, aber nicht zwiespältig *δίψυχος* Jak. 1, 8; 4, 8.

Vielmehr fordert Jesus die strengste Wahrhaftigkeit von seinen Jüngern. Die Gesinnung des Christen soll mit seinen Äußerungen in Worten und Werken so vollständig übereinstimmen, daß jede einfache Beteuerung den vollen Wert eines Eidschwures erhalte. Es soll auch nicht die Möglichkeit gedacht werden können, daß ein Christ etwas anderes sage und etwas anderes bei dem Gesagten im Sinne haben könnte (Matth. 5, 33—37). Darum sagt Jesus auch: ich muß, wo ein anderer sagen würde: ich soll, das: „ich muß“ soll die völlige Gebundenheit, das Nichtanders-Können bei voller innerer Freiheit bezeichnen.

Fragen wir nun, hat Jesus einen besonderen Namen für diese Übereinstimmung der eigenen sittlichen Einsicht oder — was dasselbe ist — des als gut anerkannten Willens Gottes mit unserem Wollen, so wird bei Matthäus, in Übereinstimmung mit jüdischem und teilweise griechischem Sprachgebrauch, dafür häufig das Wort *Gerechtigkeit*, bei Johannes das Wort *Wahrheit* gebraucht. Und Jesus legt auf das letztere, als das Gegenstück der Heuchelei, ein großes Gewicht, indem er seine ganze Lehre geradezu als *Wahrheit* bezeichnet und sich selbst einen König der *Wahrheit* nennt (Joh. 18, 36 ff.). Aber auch unser Ausdruck „innere Freiheit“ steht dem Sinne und den Worten Jesu nicht fremd gegenüber.

Wir gehen nun zum zweiten Willensverhältnis fort.

Die Idee der Vollkommenheit.

Nach dieser Idee findet eine Wertschätzung des Willens nach seiner Stärke statt, so daß ein energisches, reiches, gesammeltes Wollen einem entsprechend schwachen vorgezogen wird, und eine Person wegen der Kraft ihres Willens gelobt, und wegen der Schwäche, Mutlosigkeit, Feigheit, Unklugheit getadelt wird.

Wie allen Völkern, so war diese Beurteilung auch den Juden sehr geläufig. Es hatte sich sogar ein besonderer Sprachgebrauch gebildet, wonach gewisse sittliche Eigenschaften des Willens wie *Gerechtigkeit*, *Güte*, oder auch äußere *Schönheit* durch Ausdrücke bezeichnet wurden, welche, wie die Wörter *Herrlichkeit*, *Macht*, *Klarheit*, *Stärke*, *Ruhm* im alten

und neuen Testamente mehr dem Wirkungskreis der Menge als der Beschaffenheit entnommen waren, namentlich wo diese Eigenschaften von Gott oder Hochgestellten ausgesagt wurden. Auch im Munde Jesu und seiner Umgebung wurden die Ausdrücke groß, stark und ähnliche gar oft zur Bezeichnung rein sittlicher Werte gebraucht. So lautet die Weissagung (Luk. 1, 32), er wird groß genannt werden. Der Täufer sagt Matth. 3, 11: Der nach mir kommt, ist stärker als ich. Die Jünger streiten sich, wer der größte unter ihnen sei (Matth. 9, 34). Auch Jesus spricht von groß und klein sein im Himmelreich (Matth. 21, 16) und daß der Diener nicht größer ist als sein Herr (Joh. 13, 16).

Bei diesen Ausdrücken ist nun entweder das, worauf sich die Größe bezieht, hinzugesetzt (nämlich im Himmelreich) oder es ist hinzuzudenken. Es soll damit immer die Größe im Guten bezeichnet werden. Und es ist natürlich, daß jemand, welcher nicht allein zur lautereren, sondern auch zur kräftigen Sittlichkeit antreiben will, einen reichen Gebrauch von solchen Ausdrücken machen muß, um eben Thatkraft, Ausdauer und Unsicht im Guten hervorzurufen. So stellt Jesus sogleich als höchstes Ziel hin die Vollkommenheit Gottes (Matth. 5, 48); erteilt dem Täufer das Lob eines Charakters, eines Mannes aus einem Guß, der sich nicht wie ein Rohr vom Winde hin und her bewegen läßt (Matth. 11, 7 ff.); in derselben Absicht nennt er den Petrus einen Felsen (Matth. 16, 18); preist die Entschiedenheit bei solchen, welche das Himmelreich an sich reißen (Matth. 11, 12); die rastlose Thätigkeit derer, welche mit ihrem Anvertrauten wuchern (Matth. 25, 14 ff.); die Entschlossenheit, welche alles daran setzt, um die köstliche Perle zu gewinnen (Matth. 13, 45 ff.); die Ausdauer, die, nachdem sie Hand an den Pflug gelegt hat, nicht zurücksieht (Luk. 9, 62); die Klugheit, die nicht blindlings handelt, sondern erst die Kosten und die Mittel überschlägt (Luk. 14, 28). Er rühmt die Selbstüberwindung, welche auch die stärksten Reize des sinnlichen Triebes unterdrückt und sich selbst „beschneidet“. Die dem Triebe der Sinnlichkeit um des Wirkens

willen für ein höheres Gut so vollkommen entsagt, als ob er leiblich ausgerottet wäre (Matth. 19, 10 ff.). Am häufigsten aber wird die Wachsamkeit empfohlen, die nicht müde wird, die auch unter den ungünstigsten Verhältnissen ausdauert, nicht durch die bittersten Leiden, die empfindlichsten Opfer ermattet (Matth. 25). Ein großer Teil seiner Warnungen geht gegen die Trägheit der Unterlassungssünden.* Sehr geläufig war es ihm vom Kleinglauben** zu sprechen, und gerne erkannte er die Stärke*** des Glaubens an, wo sie schwere Hindernisse überwand.

In all diesen Fällen spricht indes die Idee der Vollkommenheit nur mit, aber sie spricht nicht allein. Die Vollkommenheit tritt hier zu einem bereits sittlich qualifizierten Wollen hinzu als Multiplikator oder Koeffizient. Aber gleichwohl ist dabei die Selbständigkeit der Idee der Vollkommenheit nicht zu verkennen. Deren Selbständigkeit zeigt sich nämlich, sofern ein sittlich nicht qualifiziertes, also sittlich gleichgiltiges Wollen den Beurteilungen nach Quantitätsbegriffen unterworfen wird. Und zu dem Zwecke achte man auf die Bilder, deren sich Jesus in dem oben Mitgeteilten bedient, sie sind fast alle einem sittlich gleichgiltigen Willenskreis entnommen. Was man aber auch thut, und wäre es sittlich ganz gleichgiltig, so ist es doch jedesmal ein unkluges, widersinniges, schwankendes, schwächliches Wollen und Handeln mißfällig neben einem zielbewußten, starken, andauernden. Wer wird ein Licht anzünden und es unter einen Scheffel stellen, statt es leuchten zu lassen (Mark. 4, 23), oder an Dornen Feigen suchen (Matth. 7, 16), oder Most in alte Schläuche füllen (Matth. 9, 17), oder ein altes Kleid mit neuen Lappen flicken (Matth. 9, 16),

* Z. B. Luk. 16, 19: Der reiche Mann. Matth. 25: Die zehn Jungfrauen. Matth. 25, 14: Die Talente. Matth. 22, 11: Kein hochzeitlich Kleid. Luk. 14, 19: Die Geladenen kommen nicht. Matth. 25, 42: Die armen Seelen haben nichts Gutes gethan. Matth. 8, 22: Der Bedenkliche will erst seinen Vater begraben u. s. w.

** Matth. 6, 30; 8, 26; 14, 31; 16, 8.

*** Beim Hauptmann von Kapernaum, Matth. 8, 10; beim kanäischen Weibe, Matth. 15, 28.

oder Teufel durch den Obersten der Teufel austreiben (Matth. 9, 34), oder so thöricht sein, und nicht hinreichend Öl zur Nachtwache mitnehmen (Matth. 25, 3), oder ein Haus auf Sand bauen (Matth. 7, 26), oder sich sorgen um etwas, was nicht in unserer Macht steht, seines Lebenslänge eine Spanne zusetzen (Matth. 6, 27), oder einen Turm bauen, ohne die Kosten zu überschlagen (Luk. 14, 18), oder gegen einen Stärkeren mit geringer Heeresmacht ziehen (Luk. 14, 31), oder das Schwere verstehen wollen, wo man nicht einmal das Leichte faßt, oder einen Blinden zum Wegweiser nehmen? (Luk. 6, 39.)

Man denke ferner an die bereits angedeuteten an sich sittlich gleichgiltigen Thätigkeiten wie pflügen, wuchern, kaufen, bauen, Güter sammeln u. a., wo ein anhaltendes thatkräftiges Wollen gelobt und ein hierin schwaches getadelt wird. Von all den hier gelobten oder gerügten Bestrebungen könnte nicht eine Anwendung zur Nachahmung oder zur Warnung für die sittlichen Verhältnisse oder für das Himmelreich gemacht werden, wenn sich Jesus hier nicht der unmittelbaren, volkstümlichen Beurteilung des Wollens nach bloßen Gröfsenbegriffen angeschlossen hätte.

Ja einmal findet sich sogar in voller Schärfe die Idee der Vollkommenheit auf ein sittlich schlechtes Wollen angewendet, wobei erst von dieser Eigenschaft (dem sittlich Schlechten) abgesehen werden muß, um allein die Gröfse als Beurteilungsgegenstand übrig zu behalten. Das ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter (Luk. 16, 1 ff.). Wer einigermaßen vertraut ist mit der Idee der Vollkommenheit, den befremdet eine Beurteilung nach blofs formalen Gesichtspunkten nicht, dafs, wie hier, auch ein schlechter Wille wegen seiner Umsicht und Ausdauer gelobt wird. Am leichtesten geht ja allerdings die Beurteilung nach der Idee der Vollkommenheit vor sich, wo sich zwei Willen, welche auf dasselbe Ziel unter Anwendung gleicher Mittel gerichtet sind, der Vergleichung darbieten, wie etwa, wenn der Schüler mit seinem Meister in irgend einer Thätigkeit verglichen wird, da wird man sagen: ist der Jünger wie sein Meister, so ist er voll-

kommen, d. h. hier, er hat das nächstliegende Maß erreicht, hat den Erwartungen, welche er erregte, genügt. Aber nach der bloßen Stärke lassen sich auch Willen mit einander vergleichen, welche auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Ziele gerichtet sind; nach der bloßen formalen Seite mißfällt das schwache, lässige, unpraktische Wollen der Kinder Gottes verglichen mit dem entschlossenen, zum Ziele treffenden Wollen der Kinder der Welt.

Eben weil nun Jesu die Größenbeurteilung so geläufig war, darum läßt er sich nicht vom bloßen Schein der Größe täuschen. Scheingröße, hohles Wesen, Titelsucht, Ehre von den Menschen nehmen (Joh. 5, 44), gerne sich Rabbi nennen lassen (Matth. 23, 7), obenan sitzen (Matth. 23, 6) u. s. w. mißbilligt er als Zeichen eines kleinen Geistes, der Mücken seigt (Matth. 23, 24).

Scheingröße ist es ferner, wenn nur das als groß angesehen wird, was äußerlich groß dasteht, in die Augen fällt und bewundert wird. Es giebt auch eine Größe im Unscheinbaren, eine Treue im kleinen (Luk. 16, 10). Wer im geringsten treu ist (Matth. 25, 21), du bist über wenigem getreu gewesen. Dahin gehört die Bemühung um das Kleine, Geringe, Verachtete, Schwache, Arme, Verlorene, das Nicht-Vergessen des Einzelnen neben dem Vielen (Luk. 15, 4 ff.). Das erfordert meist mehr Haltung des Geistes, mehr Scharfblick, Mut, Gedächtnis des Willens, Umsicht, Weisheit, kurz mehr Geistesgröße, als sich dem allgemein Bewunderten zu widmen und mit dem Strome zu schwimmen.

Endlich zeigt sich die Größe nicht allein im Thun, sondern auch im Leiden, im Dienen, Nachgeben, Vergeben, in der Selbstverleugnung, kurz in den besonders christlichen Tugenden, für welche Jesus das Vorbild im erhabenen Sinne geworden und geblieben ist, und zu welcher Größe er ermahnt mit den Worten: der Größte sei aller Knecht (Matth. 23, 11).

Das meiste von dem Angeführten sind dieser Idee gemäß nur formale Tugenden. Zur wirklichen Beurteilung eines konkreten Willensverhältnisses oder gar einer ganzen Person ist jedoch

gar sehr darauf Bedacht zu nehmen, worin jemand groß, stark, treu, ausdauernd u. s. w. ist. Alle diese Eigenschaften können auch im Dienste des Schlechten stehen. Das aber thut der Selbständigkeit der Idee, die als solche eben über bloße Größenverhältnisse, abgesehen von der sittlichen Qualität ergeht, keinen Eintrag. Nur darf bei derartigen Ermahnungen zur Stärke kein Zweifel bleiben, worin die Stärke gesucht werden soll, damit nicht die Größe allein den Ausschlag in der Beurteilung eines bestimmten Falles gebe. Und hier hat denn auch Jesus deutlich genug vorgebaut. Über die, welche große Thaten gethan haben, wird dennoch das Verwerfungsurteil ausgesprochen, wenn der Größe die Reinheit der Gesinnung fehlt (Matth. 7, 23). Dasselbe gilt von der Klugheit, wenn ihr die Einfalt des Herzens mangelt (Matth. 10, 16.) Darum warnt er auch vor einer Überschätzung der bloßen Größe und äußeren Erfolge: darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind (Luk. 10, 20).

Kurz, das bloße Formale der Idee der Vollkommenheit tritt überall scharf hervor und macht die Frage nach dem eigentlichen lobenswerten Inhalt des Wollens rege. Darüber handeln die folgenden Ideen:

Die Idee des Wohlwollens.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß das Wohlwollen der eigentliche Kern der Sittenlehre Jesu ist. Zur Bezeichnung derselben als reiner Güte oder Gütigkeit finden wir in seinen Reden keinen völlig bezeichnenden oder feststehenden Ausdruck, sondern den Gebrauch verschiedener und vieldeutiger Wörter, wie sie im Verkehr des gemeinen Lebens üblich sind.

Bleiben wir zunächst bei dem am häufigsten gebrauchten Ausdruck Liebe stehen und suchen seine Vieldeutigkeit auf dasjenige Verhalten zu beschränken, welches als eigentliche Güte gemeint und zu verstehen ist.

Unter Liebe wird nach altem und neuem Sprachgebrauch im allgemeinen eine gewisse Zuneigung einer Person zu einer

andern verstanden, denn von Zuneigung eines Tieres oder zu einem solchen oder zu einer Sache braucht hier nicht die Rede zu sein. Diese Zuneigung kann stattfinden mit Begehrung bez. als Begehrung dessen, dem man zugeneigt ist. In diesem Sinne (*amor concupiscentiae*) des sich Aneignens, für sich Habenwollens kann die Liebe gerade das Gegenteil sein von wahrer selbstloser Güte. Es kann aber auch die Zuneigung zu einem andern ohne eine Begehrung für sich stattfinden, wobei die Ursache oder das Motiv derselben die Wertschätzung und Bewunderung ist, welche der andere erweckt (*amor complacentiae*). Dies wäre vorzugsweise diejenige Liebe, welche in dem Gebot gemeint ist: du sollst Gott lieben. Es bleibt noch übrig die Liebe oder die Zuneigung zu einem andern, ohne daß eine besondere Wertschätzung des andern der Bestimmungsgrund dafür ist. Die Zuneigung könnte wieder stattfinden mit Interesse für sich oder ohne solches Interesse, rein uneigennützig. Im ersten Falle meint man es gut mit jemand, damit dieser oder ein anderer es dafür wieder mit uns gut meine. Das ist nicht die reine Güte, es ist ein Thun des Lohnes halber. Es bleibt also nur noch das Gutmeinen übrig ohne besonderes eigenes Interesse des Gutmeinenden, die vollkommen reine, freie Güte, wofür als erhabenstes Vorbild die Liebe Gottes zu den Menschen angeführt wird (*amor benevolentiae*).

Gehen wir nun davon aus und fügen das, was darnach zur weitem Erläuterung der Idee der reinen Güte oder des reinen Wohlwollens, wie es in Wahrheit sein soll, nach den gebotenen Aussprüchen Jesu hinzu. In dem aufgestellten Vorbilde der vollkommenen reinen Güte durch das Gebot: ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, welcher seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, wird ein absichtliches Wohlthun durch Wohlwollen aufgestellt. Das göttliche Wohlwollen oder die reine Güte oder Liebe Gottes ist hiernach ein solches Verhalten des göttlichen Willens zu den besonderen Wünschen, Begehrungen, Willensbestrebungen,

Bedürfnissen der Menschen, daß er denselben nicht allein nicht entgegen ist, sondern unmittelbar ihnen sich zuneigt in der Absicht, das besondere Wohl zu fördern, welches sie durch Erfüllung ihres Begehrens zu erreichen hoffen, und zwar ohne beschränkende Rücksicht auf den sittlichen Wert derjenigen Personen, welchen das Wohlwollen gewidmet ist.

Damit jedoch die Güte Gottes nicht erscheine als etwas, was nur die allgemeinen Bedürfnisse, aber in abstrakto von oben herab, ohne dem einzelnen näher zu treten, berücksichtige, wird dieselbe weiterhin so bestimmt, daß sie zuvorkommend auch die zukünftigen Bedürfnisse bedenke, ehe sie noch gefühlt werden, und bis ins einzelne eines jeden gehe, besonders aber geneigt sei zur Erfüllung der Wünsche und Anliegen, wenn sie im Gebet ihm angelegentlich vortragen werden. Doch um das Wesen des reinen Wohlwollens zu verdeutlichen und den Sinn der Menschen dafür zu erwecken, beschränken sich die Reden und Anregungen Jesu nicht darauf, das erhabene Vorbild der göttlichen Güte in allgemeinen und besonderen Zügen darzubieten. Es wird auch noch sehr angelegentlich darauf Bedacht genommen, in dem Verhalten der Menschen gegen einander zu zeigen, was eine wahrhaft wohlwollende Gesinnung und Handlung und was das Gegenteil davon ist. Durch Aufstellen von Beispielen sollte das eigene unwillkürliche Urteil der Zuhörenden über das wahre Wesen und den unmittelbaren Wert des Wohlwollens oder der reinen Güte geläutert und sicher gestellt werden und dadurch, wie durch das Mißfallen am Gegenteil und durch den Abscheu vor demselben der innere Antrieb zu einem dem entsprechenden Verhalten erweckt werden.

Das vorzüglichste Beispiel hierfür bietet das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 33—37). Dasselbe ist nicht allein eingerichtet für den einfachen Verstand unbefangener Gemüter, sondern es soll noch ganz besonders denen zur Zurechtweisung dienen, welche im Sinne äußerlicher Gesetzlichkeit mit Rücksicht auf den eigenen Vorteil die Aus-

übung des Wohlwollens oder vielmehr Wohlthuns nach ausdrücklich gesetzlichen Bestimmungen abzumessen suchten, dabei aber mit den unmittelbaren Weisungen der reinen Güte oder der menschenfreundlichen Gesinnung in Mißthelligkeit gerieten. Zu dem Behufe wird einerseits ein besonderer Fall aufgestellt, welcher unmittelbar das menschliche Gefühl der Teilnahme in Anspruch nimmt und nicht in Zweifel läßt, ob hier hilfreicher Beistand zu leisten sei oder nicht; andererseits werden zwei Personen vorgeführt zum abschreckenden Beispiel, wie weit eine gewisse Frömmigkeit im falschen Selbstgeföhle sich gegen die einfachsten und natürlichsten Rücksichten der Humanität zu verhärten imstande ist, während dagegen ein Mann, welcher bei jenen in Verachtung steht, weil er nach seiner religiösen Richtung nicht zu den gesetzlich Strengen und Rechtgläubigen gehört, ohne weiteres den Antrieben seines guten Herzens folgt und dem Notleidenden gründliche Hilfe zu teil werden läßt.

Betrachten wir nun die im Gleichnisse dargebotenen Bestimmungen über die Nächstenliebe oder das sich bethätigende Wohlwollen etwas näher. Es sind folgende. Vor allen Beachtung anderer Personen, Nichtübersehen derselben, als ob sie nicht vorhanden wären, gleichviel ob fremd und gering oder nicht. Sodann Aufmerksamkeit auf deren Bedürfnisse und Sichhineindenken in dieselben. Innige Teilnahme an deren Leid, nicht gleichgültig betrachten, oder feige zurückweichen vor dem unangenehmen Eindruck ihres Elends. Unmittelbares sich widmen den erkannten Wünschen und Bedürfnissen des andern, um ihm zu helfen, auch wenn er nicht besonders darum anspricht, ohne Zögern, ohne lange Überlegung, ob er es auch wert sei, nicht bloß ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil oder Nachteil, sondern nötigenfalls mit aufopfernder Hingabe des eigenen Wohls. Endlich nicht allein oberflächlich helfen und für den Augenblick, das Weitere aber dem Zufall oder der Hilfe anderer überlassend, sondern sich ausgiebig und nachhaltig des andern annehmen, also nicht bloß die Wunden verbinden, den augenblicklichen Schmerz

stillen, sondern den Hilfsbedürftigen in Schutz und Pflege nehmen oder geben.

Alles dieses wurde den Anwesenden durch das Gleichnis in anschaulicher Weise verdeutlicht. Ein Urtheil über das Wohlgefällige der einzelnen Züge des wohlwollenden Verhaltens wird gar nicht abgegeben, auch nicht abgefragt, ob das recht sei. Mit demselben Rechte wie eine theoretische Anschauung für Auge und Ohr vor allen gesunde und nicht fehlerhafte Organe voraussetzt, so setzt Jesus voraus, daß bei Vorführung der betreffenden Verhältnisse, das Urtheil sich von selbst ergibt. Und in der That niemand erhebt Einspruch, allgemeines Stillschweigen giebt die innere Zustimmung zu erkennen. Die beabsichtigte Wirkung der Darstellung eines besonderen Falles war also vollkommen erreicht. Zuerst das Gefühl wohlwollender Teilnahme für einen Unglücklichen; sodann nicht nur eine Befriedigung erregter Wünsche für denselben, sondern auch ein lebhaftes Wohlgefallen an der sich bethätigenden, wohlwollenden Gesinnung des Samariters und damit an diesem selbst. Im Gegensatz aber dazu ein entschiedenes Mißfallen an dem hartherzigen Verhalten des Priesters und des Leviten. Nachdem auf diese Weise beides das Wohlgefällige und Mißfällige hoch genug in das Bewußtsein gehoben, genügt die einfache Mahnung: So gehe hin und thue desgleichen.

Oder wäre etwa noch denen zu begegnen gewesen, die da hätten sagen können: Das genügt uns noch nicht. Ich verlange eine rein begriffliche Darstellung des Wohlwollens selbst; vorerst eine deutliche Nachweisung derjenigen logischen Subjekte, auf welche sich die Prädikate des Vorziehens, des Lobes oder Tadels beziehen, was denn dabei eigentlich gefällt; ferner wie es zugeht, daß ich diese Prädikate nicht nach Willkür abändern kann, sondern thatsächlich mich daran gebunden erkennen muß; weiter wie es kommt, daß es sich hier nicht nur um ein Zustimmung oder Ablehnen handeln soll, sondern um ein unbedingtes Wohlgefallen und Mißfallen auf Veranlassung eines unmittelbaren Gefühles, und wie Gefühle, welche

doch sonst ihrer Natur nach veränderlich oder schwankend genug sind, hier bei so wichtigen Entscheidungen den Ausschlag geben dürfen. Erklärt möchte ich diesen ganzen Vorgang haben, und auch den, wie ich mich innerlich angetrieben fühlen soll, in meinem Verhalten jenen Urteilen zu entsprechen.

Für dergleichen psychologische und allgemein wissenschaftliche Fragen war kein Bedürfnis vorhanden, und damit hätte auch die Thatsache des Gefallens am Wohlwollen nicht sicherer gemacht werden können. Es genügt der Hinweis auf das Experiment, so oft ein derartiger Fall vorgestellt wird, wird auch der Unbefangene immer das nämliche Urteil fällen.

Eingehen auf wissenschaftliche Erörterungen ethischer und psychologischer Art wirkt für Zwecke der Ermahnung und Warnung mehr störend und befremdend, und es gewinnt leicht den Anschein, als beruhe und beschränke sich das Sittliche auf gelehrte Schulweisheit. Und gerade diesen Schein wollte Jesus vermeiden, oder ihn da zerstören, wo er in der That schon bestand, als könne das sittliche Urteil nur gelernt, von außen angenommen, nicht aber selbst erzeugt werden. Darum genügt es ihm vollkommen, das eigene sittliche Urteil über die Schönheit des Wohlwollens zu wecken. Und deswegen sind noch mehrere Gleichnisse dieser Absicht gewidmet.

So wird noch ein Beispiel von der freien Güte oder dem reinen unmotivierten Wohlwollen in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 1 ff.) dargeboten, denen allen ein gleicher Lohn, also den letzten ein sogenannter Gnadenlohn über Verdienst dargeboten wird. Die Absicht des Gebers wird hierbei nicht bestimmt durch besonders dringende Bedürfnisse der letzten, auch nicht durch deren Verdienst, auch nicht durch ein besonderes sympathisches Mitgefühl oder sonst ein besonderes Interesse von seiten des Gebers, sondern lediglich durch seine freiwillige Zuneigung, in der Absicht, dem andern ein Wohl zu erweisen. Motiv dazu ist eben weiter nichts als das Gefallen am Wohlwollen. Dabei wird das neidische Mifsvergnügen noch besonders gerügt.

Dafs das Wohlwollen eben kein anderes Motiv haben dürfe, wird z. B. noch recht deutlich ausgesprochen im Gleichnis vom jüngsten Gericht (Matth. 25, 34 ff.), wo die Gerechten antworten: wo hätten wir dich hungrig gesehen und hätten dich gespeiset. Sie haben eben ohne alle Nebenrücksichten gehandelt, auch nicht um Gottes oder Christi willen, wie besonders das Gegenstück erkennen läfst, wo dem Sinne nach die Bösen sagen, ja, hätten wir das gewufst, dafs du dich in dem geringsten getroffen fühlst, oder hätten wir dir zu helfen gehabt, dann hätten wir auch Wohlthun geübt. Ja Wohlthun, aber Wohlthun um besonderer Zwecke willen ist nicht wohlwollen. Wohlwollen um Gottes oder Christi willen* ist sicherlich nichts Schlechtes, kann sogar etwas sehr Lobenswertes sein, aber es ist eben nicht reine Güte; es ist vielleicht übertragenes Wohlwollen, welches Jesus auch recht wohl kennt und empfiehlt, wenn er sagt: wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf (Matth. 10, 40). Hier ist zunächst nicht Liebe zu dem Kind, sondern zu Christo das Ausschlaggebende, wobei freilich in Wirklichkeit das erste nur selten ausgeschlossen ist oder ausgeschlossen bleibt. Ebenso ist Menschenliebe um Gottes willen, d. h. weil Gott es will, zunächst nur Gehorsam, aber kein Wohlwollen gegen die Menschen. Oder es kann und soll Bruderliebe geübt werden um Gottes oder Christi willen, als Dank für deren Wohlthaten. Aber Dankbarkeit gegen solche, die uns lieben und Wohlthaten erweisen, ist noch immer zu unterscheiden vom freien reinen Wohlwollen. Da gilt vielmehr das Wort: So ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euren Wohlthätern wohl thut, was Danks habt ihr davon? denn die Sünder thun dasselbe auch (Luc. 6, 32, Matth. 5, 46, Luc. 14, 12). Höheren Wert hat es in Jesu Augen: gütig zu sein über die Undankbaren und Boshaftigen (Luc. 6,

* Der Ausdruck „um Gottes willen oder um Gottes Lohn“ bezeichnet bei uns oft auch soviel als um des Guten willen ohne alle Nebenabsichten.

35). Überhaupt wenn gesagt wird Matth. 5, 48 übt Liebe gleich wie euer himmlischer Vater, so wird mit diesem Gleichwie alle Rücksicht um eines dritten willen oder aus einem andern Motiv als dem des Wohlwollens als unwesentlich hingestellt. Das Wohlwollen in seiner Reinheit hat streng genommen kein Motiv. Nun gar wohlthun um eigennütziger Motive willen, um mit der Wohltätigkeit zu prahlen, (Matth. 6, 1) um wieder von den andern geehrt und geladen zu werden (Matth. 5, 46), hat Jesus oft genug in den stärksten Ausdrücken gerügt: die also thun, haben ihren Lohn dahin, so thun die Zöllner und Heiden.

Weiter, das Wohlwollen ist gerichtet auf Förderung des Willens der andern, auf Stillung ihrer Bedürfnisse. Es kann aber vorkommen, dafs der Wohlwollende den Willen des andern nicht kennt, oder dafs er in der besten Absicht zu helfen wohl gar schadet, mindestens dafs er nicht nützt. Dabei wird aber das wohlgefällige Verhältnis nicht gestört. Ja es haben dergleichen naive, unmittelbar die eigentliche Herzensmeinung offenbarende Handlungen zuweilen etwas besonders Schönes und Rührendes. Und Jesus hat das auch gebührend hervorgehoben, wenn er von der salbenden Maria, deren Handlung allerdings niemandem nützt, sagt: sie hat ein schönes Werk gethan, hat gethan, was sie konnte (Mark. 14, 6 ff.).

Besonders häufig sucht er das Wohlwollen da zu wecken, wo es am schwersten zu erweisen ist, gegen selbstverschuldetes Elend, wie namentlich im Gleichnis vom verlorenen Sohn, dem verlorenen Schaf, Groschen (Luk. 15), und gegen persönliche Widersacher. Und zwar dringt er hier nicht sowohl auf blofsen Erlafs der Strafe, auch nicht allein auf Wohlthun — das alles liefs sich leisten auch ohne eigentliches Wohlwollen. Ihm ist es gerade um das Wollen, die lautere Gesinnung zu thun. Darum soll dem Bruder nicht gezürnt werden (Matth. 5, 22), dem Widersacher verziehen werden von Herzen (Matth. 18, 35), für den Verfolger gebetet (Matth. 5, 44). Nun läfst sich wohl mit schönen Worten

beten für den Verfolger, auch mit heimlichem Unwillen im Herzen; indes jeder weiß, daß eine solche Fürbitte nicht ein Gebet im Sinne Jesu wäre; er würde es Heuchelei nennen, wenn es nicht wirklich aus einer wohlwollenden Gesinnung käme.

Was aber Jesu Lehren vom Wohlwollen und damit seine ganze Sittenlehre besonders und zwar als das Neue (Joh. 13, 34) kennzeichnet, ist, daß er das Wohlwollen zur Pflicht macht nicht nur so, daß es neben den Beschäftigungen des Lebens einhergeht und mit ihnen besteht, sondern daß es den einzigen und obersten Zweck des menschlichen Lebens bilden soll. Er macht es zur Pflicht, ist noch nicht der richtige Ausdruck, er sucht seine Bekenner dahin zu bringen, daß sie sich mit Begeisterung dem Heil der anderen widmen, daß sie im Dienen ihre eigentliche Lebensaufgabe und Befriedigung finden, daß es ihre Speise ist, wie es seine Speise gewesen war (Joh. 4, 34). „Die christliche Reformation der Sitten kann in der That kurz bestimmt werden als Humanität aus einem Verbot des Übelthuns in einen Trieb wohlzuthun umgewandelt. Während frühere Sittenlehren vorzugsweise in Verboten bestanden, giebt das Christentum wirkliche Gebote. Die alte Gesetzesform begann: du sollst nicht, die neue dagegen: du sollst. Dem Jüngling, der das ganze Gesetz gehalten hatte, d. h. der sich einer Anzahl von Handlungen enthalten hatte, wird befohlen, etwas zu thun, seine Güter zu verkaufen und den Armen zu geben (Matth. 19, 20). Verdammung drohte nach dem Gesetz Mosis dem, der gesündigt, der etwas Verbotenes gethan hatte — die Seele, die sündigt, soll sterben. Christus spricht Verdammung über die aus, die Gutes nicht gethan haben. Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist. . . Jesus forderte, daß man sich der Wohlfahrt und des Glückes anderer nicht nur als eines Hemmschuhes bei Handlungen erinnern, sondern daß sie das Hauptmotiv der Handlungen werden sollten. Er gab das erste und größte Beispiel eines Lebens, das völlig durch den Trieb der Humanität beherrscht und geleitet ward. Der

innerste Zweck und Plan seines Lebens wich von dem anderer Menschen ab. Er hatte keine persönlichen Ziele, kein persönliches Glück anzustreben, keinen Ehrgeiz. Bisher hatte man den Menschen als gut bezeichnet, der bei Verfolgung seines eigenen persönlichen Vorteils auch sorgsam bedacht war auf das Glück derer, die ihn umgaben, Rücksicht zu nehmen und ein Glück auf anderer Kosten nicht wollte.* Dem Christen sollte umgekehrt das Wohlwollen für andere das erste und Hauptgeschäft seines Lebens sein, und die Sorge für sich nur das Untergeordnete, er sollte all sein Thun so einrichten und ansehen, dafs es ein Dienst für andere sei. Hierbei braucht nicht erst gesagt zu werden, dafs darin alle anderen Gebote befaßt sind, und die etwa nicht darin befaßt sein sollten (Rituelles), aufgehoben werden.

Hinsichtlich des Wohlwollens ist noch ein wichtiger Punkt zu erörtern, nämlich die Schranken in der Bethätigung desselben. Im allgemeinen fordert die Idee auf, sich dem Willen des andern ohne alle Einschränkung zu widmen, nach dem Worte: gieb dem, der dich bittet (Matth. 5, 42). Nun ist es ja gemeinhin nicht schwer, dasjenige, was der andere will, zu erraten; es gilt zumeist die Regel, alles, was ihr wollt, dafs euch die Leute thun sollen, das thut ihnen (Matth. 7, 12). Und das Beispiel und die Unterweisungen Jesu gehen zunächst dahin, in dieser Beziehung nicht zu wählerisch und bedenklich zu sein, zuvörderst an das leibliche und irdische Wohl des andern zu denken, damit nicht durch zu viel Überlegen, worin wohl für den andern das wahre Heil bestehe, der rechte Augenblick zum Helfen verloren gehe. Jesu Lebensbeschreibung faßt daher einer seiner Jünger in die Worte zusammen: er ist umhergegangen und hat wohlgethan — und er dachte dabei wohl vorzugsweise an Jesu leibliche Wohlthaten (Apostelgesch. 10, 38).

Indessen hat man doch Grund von Schranken, zwar nicht

* Vgl. weiter die schöne Schilderung der christlichen Liebe als Begeisterung in *Ecce homo* a. a. O. S. 165 ff., 191 ff.

des Wohlwollens, wohl aber des Wohlthuns bei Jesu zu reden. Das Wohlthun legt sich selbst gewisse Schranken auf. Es giebt oft, wie Gott selbst, höheres und besseres, als der andere kurzsichtigerweise wünscht. Bekanntlich redet man mit Recht von einem pädagogischen Wohlwollen. Der Erzieher vertritt bei dem Knaben den künftigen Mann und widmet sich dem Willen, den der Knabe einst haben wird und haben soll. Und würde das nicht geschehen, würde sich der Erzieher den augenblicklichen Regungen und Wünschen des Kindes widmen, so würden ihn einst mit Recht die Vorwürfe seines Zöglings treffen, man hätte verständiger sein, weiter sehen sollen als ich, kurz mein wahres Heil im Auge haben sollen. So sieht Jesus die Menschen an. So wenig er ihre irdischen Sorgen, Nöte und Bedürfnisse übersah, so wenig war doch ein Mann, der alles Irdische besaß und sich damit genügen liefs, sein Ideal. Nicht nur ein Narr, sondern ein ewig Unglücklicher ist ein solcher in seinen Augen (Luk. 16, 19 ff.; 12, 20). Darum gilt es, das wahre Heil des Menschen im Auge zu haben, nicht nur kein Ärgernis geben (Matth. 18, 6), sondern vielmehr den Willen zu fördern, den jeder in den klarsten Augenblicken als den besten für sich und für alle andere ansehen wird. Kurz die Liebe Jesu geht dahin, den Menschen das Höchste zu bringen, Leben und volles Genügen (Joh. 10, 11) für Zeit und Ewigkeit, oder sie alle zu wahren Christen zu machen. Darum sein Auftrag: Gehet, machet alle zu meinen Jüngern (Matth. 28, 19). Das ist das wahre Heil, darauf gerichtet zu sein, wird einst jede Seele für das Beste und Schönste halten. Und nun versteht man, wie er sagen konnte, ich bin gekommen, das Schwert zu bringen und die Hausgenossen wider einander zu erregen (Matth. 10, 34 ff.). Obwohl er die Leiden und das endlose Blutvergießen und die mancherlei Gewissensverwirrung* voraussah, die eintreten mußten, wenn er seine Glaubensboten aussandte, für ihn zu

* Joh. 16, 2: Wer euch tötet, wird meinen, Gott einen Dienst zu thun.

werben und keinen Vergleich mit dem Laster oder auch nur der Lauheit zu schliessen, erkannte er doch auf der andern Seite, dafs alle diese Übel nur die unumgänglichen, notwendigen Vorbereitungen zu einem gröfseren Glücke seien und durch die Opferung manches Glückes nur der Preis gegeben wäre für einen grofsen sittlichen Fortschritt. So entledigt man sich auch sonst nicht selten eines kranken Gliedes, um das Leben zu erhalten (ärgert dich dein Auge, Matth. 5, 28 u. 18, 8). Darum sollen alle leiblichen Leiden lieber freudig ertragen werden, lieber aller Besitz, und wäre es die ganze Welt (Matth. 16, 26), oder das eigene Leben (Matth. 16, 25) und alles häusliche Glück (Matth. 10, 35 u. Luk. 14, 26) daran gegeben werden, wenn nur um diesen Preis das Heil zu erkaufen ist.

Das sind also Worte, nicht herrührend vom Mangel an Wohlwollen, sondern geboren aus einer wahren, auf das ewige Heil anderer gerichteten Liebe. Er will nicht ein schwächliches, urteilsloses, sondern ein Wohlwollen lehren, das wirklich auf das bleibende, bei klarer Erkenntnis selbst gewollte Wohl der ganzen Menschheit gerichtet ist. „Der Friedfertige und Liebevollte ist vollkommen klar über die nächsten Folgen seines Werkes, er scheut nicht den Kampf mit all seinen herzerreifsenden Widerwärtigkeiten, ohne welche der Sieg und der Friede nicht gewonnen werden kann.“ (Hase.)

Die Idee des Rechts.

Nachdem die Idee des Wohlwollens in dieser umfassenden Bedeutung aufgestellt ist, ist kaum noch Raum und Bedürfnis für die Rechtsidee vorhanden. Denn sowohl das Negative, was diese verlangt, nämlich den Streit nicht zu veranlassen sondern zu vermeiden, als auch das Positive, nämlich ausgebrochenen Streit schlichten und um des Friedens willen lieber das streitige Objekt dem andern überlassen, beides wird da von selbst geschehen, wo das Wohlwollen, die Liebe, die nicht das ihre, sondern das Wohl des andern sucht, wirksam ist.

Darum ist es natürlich, dafs wir bei Jesu verhältnismäfsig nur wenig Weisungen finden im Sinne der Rechtsidee, er

fordert ja weit mehr. Gleichwohl fehlt diese Idee nicht. Das Mißfallen am Streite liegt all den zahlreichen Ermahnungen zum Frieden, zur Versöhnung und zum Vermeiden von Ärgernis zu Grunde, wenn z. B. der Zorn abgelegt (Matth. 5, 22), das kleinliche Richten unterlassen (Matth. 7, 1), wenn etwa ausgebrochener Streit durch Unparteiische geschlichtet werden soll.* Wenn Jesus ferner den Rat giebt, wo sie euch verfolgen, fliehet in eine andere Stadt (Matth. 10, 23), oder werfet die Perle nicht vor die Säue (Matth. 7, 6), oder den Zinsgroschen bezahlen heißt, um Ärgernis zu vermeiden (Matth. 17, 27), so liegt dem immer das Mißfallen am Streite wenigstens mit zu Grunde. Darum wendet er auch die Worte, in welchen der Prophet sein Ideal in dieser Beziehung schildert, auf sich selbst an: Er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen u. s. w. (Matth. 12, 19).

Ist aber gleichwohl Streit ausgebrochen und läßt er sich nicht durch Zureden beilegen, dann bleibt die ideale Forderung: überlassen. So dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar. So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. So dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei (Matth. 5, 40 ff.). Wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder (Luk. 6, 30). Also lieber noch ein Übriges thun, als selbst Urheber oder auch nur Veranlassung des mißfälligen Verhältnisses des Streitigen zu sein. Ebenso läßt er da, wo er einen ihm vorgelegten Rechtshandel von sich weist (Luk. 12, 14) und daran die Warnung vor dem Geize knüpft, merken, daß Überlassung des strittigen Objekts besser gewesen wäre.

Die Rechtsidee bedarf nach zwei Seiten hin der Ergänzung durch andere Ideen. Einmal hinsichtlich des unbedingten Überlassens, um den Streit zu vermeiden, sodann bezüglich des sogenannten strengen Rechtes, welches das einmal Zu-

* Matth. 18, 17: Höret er dich nicht, so sage es der Gemeinde.

gestandene rücksichtslos fordert oder geltend macht. Beide Punkte hebt Jesus hervor, sowohl das unbedingte Überlassen (Widerstrebt nicht dem Übel Matth. 5, 39 ff.) als auch das strenge Recht mit den Worten: ich thue dir nicht unrecht, bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen. Nimm, was dein ist (Matth. 20, 13). Was hier auch die Idee des Wohlwollens oder der Billigkeit einwenden mögen, handelt es sich allein um das Recht, um das, worüber gegenseitige Vereinbarung getroffen ist, so beweist die Rechtsidee ihre Selbständigkeit. Ebenso hat ein Sklave, sofern es nach dem strengen Recht geht, keinen andern Lohn zu erwarten, als das Essen und Trinken, auch wenn er alles gethan hat, was er zu thun schuldig war (Luk. 17, 10).^{*} Außerdem beachte man Jesu Verhalten gegenüber der bestehenden staatlichen und rechtlichen Ordnung. Überall achtet er und heisst er diese Ordnung achten, weist selbst hin auf die Gebote, z. B. du sollst nicht stehlen (Matth. 19, 18) und betrachtet Räuber und Diebe nicht allein als solche, welche wider die Liebe, sondern schon wider das Recht sündigen. Will er doch auch selbst angesehen werden als der Vertreter des Vaters im Himmel, welcher ist ein Gott der Ordnung und des Friedens, und welchen er gern mit einem Hausvater vergleicht, der den Arbeitern einen bestimmten Platz im Weinberg anweist, oder eine gewisse Anzahl Pfunde austheilt. Auch finden sich bei Jesus einzelne Andeutungen über Gemeindeorganisation. Wo aber Ordnungen eingeführt oder vorausgesetzt werden, da sind auch Rechte vorhanden, welche nicht verletzt werden dürfen. Deswegen beweist Jesus auch überall die schuldige Ehrerbietung und den willigen Gehorsam gegen diejenigen, welche von Rechts wegen als Obrigkeit diese Ordnung aufrecht zu erhalten haben; ja er führt (Joh. 10, 34) einen Ausspruch an, welcher die Obrigkeit Götter nennt, und betrachtet das Amt seines

^{*} Die Ergänzung durch die anderen Ideen findet man z. B. Luk. 12, 37: Selig die Knechte, die der Herr wachend findet; er wird sich aufschürzen, sie zu Tische setzen, vor ihnen gehen und ihnen dienen.

Richters als ein ihm von Gott anvertrautes (Joh. 19, 11). Daher auch seine willige Unterwerfung unter die ungerechte Behandlung von seiten seiner rechtmäßigen Obrigkeit und sein dabei gesprochenes Wort: Stecke dein Schwert in die Scheide. Laß sie so ferner machen (Matth. 26, 52). Über die Grenzen der hier gezeigten Friedensliebe, über das Wort: ich bin gekommen, das Schwert zu bringen, ist bereits gesprochen. Zum Schluß wolle man nicht übersehen, daß sich von Unrechten, von angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechten weder auf Eigentum, noch auf Freiheit, noch auf Leben auch nur die geringste Andeutung findet.

Die Idee der Vergeltung oder der Billigkeit.

Wenn jemand einem andern ein Wohl oder ein Übel zugefügt hat, so soll es nicht dabei sein Bewenden haben, sondern ein gleiches Quantum Wohl oder Wehe soll auf den Thäter zurückgehen. Dies ist kein bloßes Gebot, das irgendwo von außen an uns herantritt, sondern die unmittelbare Folge des eigenen Urteils: unvergoltene Thaten mißfallen. Oder: es ist etwas Mißfälliges, ein mißfälliges Verhältnis, wenn Wohlthaten oder Übelthaten leer ausgehen, diesen die Strafe, jenen der Dank fehlt. Und dies Mißfällige besteht solange, als nicht eine Ausgleichung geschehen ist, entweder durch Wiederherstellung des ungestörten Verhältnisses (*restitutio in integrum*), oder durch angemessene, billige Vergeltung, d. h. durch Übertragung eines gleichen Wohles oder Wehes für seine That auf den Thäter. Nicht zu viel und nicht zu wenig.

Getragen von diesem ursprünglichen und unmittelbaren Urtheile des Mißfallens an unvergoltene Thaten erhebt sich die Idee der Vergeltung über alles menschliche Thun, sofern es sich als Wohlthun für einen andern oder als Übelthun gegen einen andern kund giebt.

Diese Idee war bei den Juden nicht minder lebendig, als bei den andern gebildeten Völkern. Es giebt sich dieses Mißfallen an unvergoltene Thaten und das Verlangen nach

Vergeltung und die Befriedigung über angemessene Ausgleichung durch eine Menge Ausdrücke des Beifalls und Mißfallens kund. Es werden nicht allein eine Anzahl Vorschriften und Regeln aufgestellt, wie ein solches mißfälliges Verhältnis vermieden, oder wenn es einmal eingetreten ist, beseitigt werden soll, sondern die Vergeltung wird auch als eine feste, unwandelbare Ordnung Gottes, des Heiligen und Gerechten angesehen. Er selbst ist der Vergelter, und wie er vergilt, ist es recht, denn er vergilt vermöge seiner Allwissenheit nach der Beschaffenheit unserer Thaten.

Wie verhält sich nun Jesu Lehre hierzu? Eine angemessene Vergeltung der Wohl- und Wehethaten wird als selbstverständlich anerkannt nach menschlicher und göttlicher Ordnung, jedoch wird das Mafß und die Ausführung der Vergeltung durch noch anderweitige Rücksichten, als die der Ausgleichung durch gleiches Wohl oder Wehe motiviert.

Zunächst wird es als selbstverständlich hingestellt, daß wir denen, die uns Gutes erwiesen haben, wieder Gutes erweisen. Das thun auch die Heiden und Sünder (Luk. 6, 32 ff.). Das ist allgemeine Regel: gebet, so wird euch gegeben. Und ebenso, daß denen, welche Übeles gethan haben, Übeles widerfährt. Jesus billigt stillschweigend das Urteil des Schwächers: wir sind billig darin, denn wir empfangen, was unsere Thaten wert sind (Luk. 23, 41). Er selbst läßt die Betreffenden urteilen: was wird er den bösen Weingärtnern thun? (Matth. 21, 40.) Und ausdrücklich wird auf Gott den Vergelter hingewiesen, welcher vergelten wird einem jeden nach seinen Werken (Matth. 16, 27). Ja wie ein Verhängnis schwebt die Idee der Vergeltung über allem, daß sogar von jedem unnützen Worte Rechenschaft gegeben werden soll (Matth. 12, 36).

Fragt man zweitens, wie soll vergolten werden, so ist die allgemeine Regel: nach der Größe der Wohlthat oder Wehethat. Mit welchem Gericht ihr richtet, werdet ihr auch gerichtet. Mit welchem Mafße ihr messet, wird euch gemessen werden (Matth. 7, 2).

Was zunächst die Wohlthat anlangt, so wird hinsichtlich des Lohnes nach Verdienst wenigstens von seiten des Arbeitgebers im Weinberg die Regel angegeben: was recht ist, soll euch werden (Matth. 20, 4). Der Arbeiter ist seines Lohnes wert (Luk, 10, 7). Auf eben dasselbe deuten die Worte: was ihr einem Propheten, einem Gerechten oder einem Geringen erwiesen habt, soll angesehen werden je nach dem Wert der Leistung und Gesinnung (Matth. 10, 41 ff.). Ein Knecht wird wegen seiner erprobten Treue im kleinen über vieles gesetzt (Matth. 25, 21). Wer durch seine Wohlthat, die er unmittelbar jemand erwiesen hat, mittelbar auch andern wohlgethan hat, dem kommt doppelter Lohn zu.

Es bleibt aber dabei unverwehrt, über das Mafs des Verdienstes hinauszugehen und eine erfahrene Wohlthat reichlich zu belohnen. Der Güte sind keine Schranken gesetzt, zumal wenn die Wohlthat aus Liebe, aus reiner Güte und wohlwollender Gesinnung geschehen ist. Denn dafür giebt es ja bekanntlich streng genommen keine völlig ausgleichende Belohnung. In diesem Falle würde eine Abfindung durch blofse Vergeltung eine unbefriedigende, oder gar eine verletzende Ausgleichung sein, es würde die Gesinnung des Dankes und des Wohlwollens ausschliessen.* Jedenfalls soll in diesem Falle ein vollgerüttelt und überflüssiges Mafs gegeben werden (Luk. 6, 58). Das ist die Art, wie Gott das Gute vergilt.

Was nun die Vergeltung der Übelthat angeht, so wird hier auch der Anspruch einer Ausgleichung geltend gemacht, oder wenigstens angedeutet, entweder durch Genugthuung, indem der zugefügte Schaden ersetzt wird, oder durch Verhängung eines gleichen Wehes über den Thäter.

Als Beispiel für die Genugthuung kann angesehen werden: du wirst nicht herauskommen, bis du den letzten Heller be-

* Es ist bekannt, dafs beim Wohlwollen der Beifall versagt, je nachdem dabei anderweitige als eigentlich wohlwollende Absichten und Motive bemerkt werden, während beim Übelwollen sich das Verwerfungsurteil mildert und zur Entschuldigung übergeht, je nachdem es kein reines, sondern ein motiviertes Übelwollen ist.

zahlt hast (Matth. 5, 26 u. 18, 34). Zur Genugthuung aber gehört nicht allein der Ersatz (restitutio), sondern auch die Abbitte, die Bitte um Verzeihung; darum weil die bloße restitutio das erfahrene Leid noch nicht tilgen kann. Also ist entweder außerdem ein Mehr des Ersatzes (ich ersetze es vierfältig, sagt Zachäus) oder das Darbieten einer leidtragenden Gesinnung in voller Erkenntnis des zugefügten und nur unvollständig gut gemachten Übels, also eine wohlwollende Gesinnung nötig, wie sich eine solche in der Abbitte und dem Bekenntnis z. B. des verlorenen Sohnes (Luk. 15, 21) ausspricht, oder auch gefordert wird: gehe zuvor hin und versöhne dich mit dem, der etwas wider dich hat (Matth. 5, 23 ff.). In dem Falle aber, wo ein Ersatz nicht stattfindet oder nicht stattfinden kann, tritt das Verhängen eines gleichen Übels, als man zugefügt hat, an den Thäter heran. Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen (Matth. 26, 52). Dies ist aber nicht im Sinne einer sogenannten Talio gemeint, vielmehr wird ausdrücklich verworfen, was da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn (Matth. 5, 38). Und von der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes wird nur dann eine Art Talio geltend gemacht, wo darin wirklich eine angemessene Vergeltung liegt, z. B.: Wo ihr den Menschen nicht vergebet, wird Gott euch auch nicht vergeben (Matth. 5, 14). Wer mich verleugnet, den will ich auch verleugnen (Matth. 10, 33). Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet (Matth. 7, 1). Aber in der Regel wird nur auf entsprechendes Wehe auf irgend welche andere Weise nach seinem Ermessen und nach seinen Strafmitteln hingewiesen. Die Weisung der Billigkeit erstreckt sich indes nicht allein auf Lohn und Strafe im eigentlichen Sinne, ein Verstofs gegen die Billigkeit ist es schon, wenn z. B. Zutrauen nicht mit Vertrauen, Wohlwollen nicht mit der entsprechenden Gesinnung vergolten wird, sondern wohl gar das Gegenteil erfahren muß. Dieses Ausbleiben der mit Recht erwarteten Gesinnung beklagt Jesus gar oft. Will er die Vergeblichkeit, nämlich seine und des Johannes, nicht erwiderten Bemühungen als etwas Unbilliges anschau-

lich machen, so sagt er: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wollt nicht tanzen, wir haben euch geklagt und ihr wollt nicht weinen (Matth. 11, 17). Oder: wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihren Flügeln, aber ihr habt nicht gewollt. Unbillig ist es ferner, eine freundliche Einladung mit Nicht-Beachtung, leeren Entschuldigungen zu beantworten, oder gar der bereits angenommenen Einladung wortbrüchig nicht Folge zu leisten (Luk. 14, 18 u. Matth. 22, 2 ff.). Noch einschneidender ist es, wenn statt des Dankes noch Übelwollen und Übelthat sich zeigt, wie bei den bösen Weingärtnern (Matth. 21, 35), oder wenn Jesus fragt: für welches gute Werk wollt ihr mich steinigen? (Joh. 10, 32), oder wenn jemand recht redet und dafür geschlagen wird (Joh. 18, 23), oder wenn geschenktes Vertrauen mit Verleugnung oder gar Verrat vergolten wird, oder wenn jemand in sein Eigentum kommt und die Seinen nehmen ihn nicht auf (Joh. 1, 11). Je gröfser die Wohlthat, um so schneidender der Undank, je rückhaltsloser das Vertrauen, um so greller die Untreue. Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern (Luk. 12, 48).

Die Unbilligkeit zeigt sich meist in der Art, wie eine That oder Gesinnung erwidert wird, sie kann sich aber auch schon in der Art des Forderns zeigen. Es ist unbillig, von Hochzeitsleuten zu verlangen, dafs sie fasten (Matth. 9, 15), oder anderen schwere Lasten aufzulegen und sie selbst mit keinem Finger anzurühren (Luk. 11, 46) u. s. w.

Doch kehren wir zur eigentlichen Vergeltung, zu Lohn und Strafe zurück und fragen, wem soll vergolten werden, so ist die Antwort: nur dem Thäter, keinem andern, weder für seine Wohlthat noch für seine Übelthat. Lohn und Strafe würde sonst nicht an den, der es verdient, gelangen, sondern würde eine neue Wohlthat oder Übelthat hervorbringen. Namentlich aber kann ein den Menschen zugefügtes Unrecht nie durch religiöse Handlungen oder Büfsungen gutgemacht werden, sondern durch eine entsprechende Genugthuung, welche den Beteiligten selbst betrifft. Wenn du kommst und

opferst deine Gabe auf dem Altar und wirst allda eingedenk, dafs dein Bruder etwas wider dich habe, so lafs deine Gabe, gehe hin, versöhne dich mit ihm und dann komme (Matth. 5, 23). Nirgends ist die Rede von einer Ausgleichung einer Übelthat durch Stellvertretung einer andern Person, über welche Strafe verhängt wird.

Die weitere Frage ist: Wer soll vergelten? Darüber giebt das Mißfallen an unvergoltenen Thaten keine unmittelbare Weisung. Es kommt nur darauf an, dafs das Mißfällige beseitigt wird. Vergelte wer da will und kann! mag zum Teil von den Wohlthaten gelten; aber auch hier würde derjenige, welcher eine Wohlthat von jemand erfahren hat, durch Vertretung anderer der Weisung zur Vergeltung nicht überhoben sein, vielmehr würde er das Eintreten anderer für ihn als eine neue ihm erwiesene Wohlthat ansehen und gerne so ansehen. In diesem Sinne will Gott Vergelter der Wohlthaten sein, welche den Armen, die nicht erwidern können, geschehen (Matth. 6, 4), ja der ewige Richter will die Wohlthaten so ansehen, als wären sie ihm widerfahren (Matth. 25, 40). Der natürliche Ausgleich ist gleichwohl, dafs derjenige, welcher eine Wohlthat erfahren hat, seinem sittlichen Gefühl und Urteil nach darauf angewiesen ist, selbst zu vergelten oder zu danken, sonst würde er nicht sittlich frei sein.

Sind nun aber die Wohlthaten so grofs und sind ihrer so viele, dafs sie bei weitem über unsere Macht, sie vergelten zu können, hinausgehen; steht ferner der Wohlthäter über dem Empfänger so erhaben, dafs es Vermessenheit wäre, an ihn mit unseren Mitteln heranreichen und ihm eine Wohlthat erweisen oder vergelten zu wollen; ist endlich die Wohlthat der Ausdruck reiner Güte, wie dies die Wohlthaten des Allerhöchsten sind, welche die Menschen täglich erfahren, so bleibt ihnen weiter nichts übrig als ehrfurchtsvoller Dank, welcher dem Wohlthäter gebührt, die Wohlthaten recht zu brauchen und nach Kräften seinen Willen zu fördern, welcher darauf gerichtet, dafs allen Menschen geholfen werde. In dieser Beziehung hinsichtlich des dankbaren Hinnehmens, rechten Ge-

brauches der göttlichen Wohlthaten und des Förderns seines Reiches oder des Thuns seines Willens, als Ausdruck der Dankbarkeit, war Jesus ein leuchtendes Beispiel, zunächst für seine Jünger, welche es auch nicht unterlassen, oft von seinem Dank gegen Gott zu berichten.

Wie verhält es sich nun bei der Wehe- oder Übelthat? Wer soll da vergelten, d. h. ein gleiches Wehe dem Übelthäter als Strafe zufügen?

Zunächst nicht der, welcher das Wehe erfahren hat. Das verbieten die Ideen der inneren Freiheit und des Wohlwollens.

Kaum irgend etwas wird so oft im neuen Testamente untersagt, als Rache, am allerwenigsten soll es geschehen nach den Worten: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Vielmehr wird geboten, mit Geduld und Gelassenheit das Unrecht hinzunehmen, lieber die andere Backe hinzuhalten, als Böses mit Bösem zu vergelten. Ja noch mehr: dem Feinde, dem Widersacher soll Gutes und Liebes erwiesen werden.

Indes beachte man hier einen bedeutsamen Unterschied. Einmal wird unbedingte Verzeihung geboten, dann aber heisst es: So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn; bessert er sich, so vergieb ihm; hört er dich nicht, so sage es der Gemeinde. Hört er diese nicht, so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner (Matth. 18, 15 ff.). Unbedingte Verzeihung soll von seiten der Christen den Feinden zu teil werden. Was im Altertum als besonders gerühmte, nur in einzelnen Fällen geübte Hochherzigkeit einzelnen bewunderten Gröfßen eigen war, das soll des Christen einfache Pflicht sein. Anders bei dem Bruder innerhalb einer geordneten Gemeinde oder Gesellschaft. Die Beleidigung eines solchen ist von ganz anderm Standpunkt anzusehen. Schon darum, weil sie viel schwerer ist. Sie unterscheiden sich, wie ein im Krieg an dem Feinde begangener Totschlag von dem im Frieden an einem Mitbürger verübten. Das von dem Christen an einem Mitchristen verübte Unrecht ist ein Treubruch, ist die Verletzung eines feierlichen Vertrags, ist das Unrecht von seiten eines solchen

von dem man berechtigt war, gerade das Gegenteil zu erwarten. Darum ist das Wehe, was solches Unrecht erregt, weit schwerer und gröfser. Dem entspricht nun auch die verschiedene Behandlung und die Sühne, die ihm aufgelegt wird. Es wird Reue verlangt und Besserung; es wird ihm Strafe, mindestens Vorhaltung seines Unrechts, und zwar unter Umständen von seiten der Gemeindevertreter auferlegt. Bessert er sich dann nicht, so ist er wie ein Heide zu halten. Darin liegt wohl, dann ist ihm ohne Umstände vollständig zu verzeihen, denn er gehört nicht mehr zu dem Verbande.*

Gegen die hier in Anwendung gebrachte Auslegung kann man einwenden, dafs das Wort, welches Luther mit strafen übersetzt, nicht strafen, sondern vorhalten bedeutet, dafs aber vorhalten, selbst eine öffentliche vor der Gemeinde geschehene Vorhaltung, ja endlich eine Ausschließung aus der Gemeinde keine Strafe im eigentlichen Sinne sei, am wenigsten für den, welcher innerlich sich schon von den Grundanschauungen der Kirche losgelöst hat. Dann liegt aber in dem Unterschied, welcher zwischen dem Verhalten gegen Feinde und dem gegen den Bruder gemacht wird, doch immer die auf der Billigkeit beruhende Weisung, jeder soll behandelt werden wie er es verdient. Und es ist ja natürlich, dafs das Unrecht der Gläubigen für schwerer gilt, als das der Ungläubigen. Doch hat der Umstand, dafs gegen den Bruder Strafe eintreten soll, seinen Grund nicht allein in der gröfseren Schwere seines Unrechts, sondern in diesem Falle hat die Strafe nicht allein den Charakter der Vergeltung, als vielmehr der Züchtigung im Sinne der Erziehung und Besserung, denn darauf ist es ja nach den angeführten Worten abgesehen. Es ist ohne Zweifel dasselbe gemeint, als dort, wo es heifst: alsdann besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest (Matth. 7, 4), oder wenn Paulus mahnt: helft einander zurecht (Gal. 6, 1).

Indes bleibt immer noch die Frage: wer soll bestrafen,

* Ecce homo a. a. O. 305 ff. u. 323 ff.

wenn auch der einzelne vergiebt? Zu antworten ist: nicht beliebig andere, welche sich aufwerfen als Vollstrecker einer für eine Übelthat gesetzlich bestimmten Strafe. Und um so weniger hat jemand dazu Befugnis, wenn er etwa dabei in den Fall kommen sollte, seinen Mut an anderen zu kühlen, also Rache zu üben, anstatt an seine Verwerflichkeit zu denken. Das ist wohl der Sinn, wie Jesus den Fall der Ehebrecherin behandelte (Joh. 8, 7 ff.). Vergeltung zu üben kommt vielmehr nur dem Unparteiischen zu, der kein eigenes Interesse an der Strafe hat, einsichtig genug ist und nicht nach Ansehen der Menschen richtet. Also es würde das Amt der Obrigkeit sein. Hinsichtlich der Strafgerechtigkeit der Obrigkeit haben wir nun aus dem Munde Jesu kein anderes unmittelbares Zeugnis als dies: wer das Schwert nimmt (gegen die rechtmäßige Obrigkeit), soll durch das Schwert umkommen; wohl aber mehrere mittelbare. Dazu gehört seine überall bewiesene Achtung selbst gegen die über ihn waltende vielfach ungerechte Obrigkeit, die er nie öffentlich vor dem Volke straft, auch wo er dazu gereizt wird und Veranlassung dazu hätte, wie Luk. 13, 1—3, wo er die Spitze vielmehr gegen die Ankläger kehrt.* Dahin gehört ferner der Ausspruch (Matth. 22, 21): Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, sowie auch sein billigendes Stillschweigen zu dem Worte, womit der Schächer das Recht der Obrigkeit, die Verbrecher zu strafen, anerkennt: wir sind billig darin, wir empfangen, was unsere Thaten wert sind (Luk. 23, 41). Insbesondere mag man noch an einige Gleichnisse denken, in denen Könige dargestellt werden, welche nach Verdienst belohnen und nach Maßgabe der Schuld streng bestrafen, daraus ist zu erkennen, daß Jesu Ansicht von dem Strafrechte der Obrigkeit nicht erheblich von der seiner Zeitgenossen und wohl aller Zeiten abwich. Und ohne Zweifel spiegelt sich diese seine Meinung genau wieder in den hierauf bezüglichen klaren und zum Teil ausführlichen Aussprüchen seiner Apostel, namentlich des Paulus und Petrus.

* L. Schultze: Katechetische Bausteine. Magdeburg 1886. S. 50.

Zuletzt und vor allen wird Gott selbst, der Allwissende und Gerechte als Vollstrecker einer gerechten Strafe hingestellt, im Anschluß an die sittlich-religiöse Überlieferung und den allgemeinen Glauben, wie derselbe sich so vielfach, namentlich auch in der Spruchweisheit kundgab. Gott wird nicht allein denen, welche anderen übel gethan haben, wieder Übel zufügen, sondern er wird auch einen reichen Ersatz geben für unverschuldete Leiden (wie dem Lazarus, Luk. 16, 25), zumal wenn sie um der Gerechtigkeit willen, für die gute Sache erlitten sind (Matth. 5, 12; 19, 29).

Fragt man: wann tritt diese Vergeltung ein? so wird meistens auf das Gericht nach dem Tode verwiesen, aber es wird auch nicht in Abrede gestellt, daß ein Lohn „schon hier in dieser Zeit“ (Mark. 10, 29) eintreten könne, sowie auch manche schlimme Folge der Sünde als deren Strafe angesehen werden dürfe (Joh. 5, 14: sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre). Zugleich aber wird denen ein entschiedenes und ausdrückliches Nein zugerufen, welche jedes Übel als göttliche Strafe anzusehen geneigt sind (Luk. 13, 1 ff.; Joh. 9, 3).

Was straft nun Gott an dem Menschen? Nur die That, oder auch schon die Gesinnung? Streng genommen kann Strafe nur eintreten für die That, nur soweit die böse Gesinnung sich auf eine für andere empfindliche Weise äußert. Unzugänglich aber für die Strafe ist die rein im Innern eingeschlossene Gesinnung. Denn durch eine solche wird niemandem ein Leid zugefügt. Etwas anders ist es freilich, wenn der andere auf irgend eine Weise Kenntnis davon bekommt, denn sich als Gegenstand des Übelwollens oder Mißtrauens zu wissen, ist immer ein Wehe.

Nun nimmt bekanntlich schon der menschliche Richter bei Abmessung der Strafe Rücksicht auf Beweggründe, mildernde Umstände u. s. w., sieht also zu, wieweit die That sich genau mit der Absicht deckt. In vollkommener Weise kann dies nur von Gott abgewogen werden, der das Herz ansieht. Und Jesus hebt es darum sehr oft hervor, daß vor

Gott der bloße Wille der That gleich gelte.* Wie ist nun die Strafe der Gesinnung zu beurteilen? Sofern der böse Wille sich in irgend einer Weise äußert, so daß er jetzt oder später dem andern, welchem das Übelwollen gilt, bekannt wird, fällt die böse Absicht natürlich schon unter den Begriff von etwas Strafwürdigem, denn das Wohlsein des andern ist damit gestört. Bleibt aber der böse Wille rein eingeschlossen im Innern und hat er nirgends und niemandem unmittelbar oder mittelbar ein Wehe zugefügt, so ist die dafür angedrohte Strafe nicht eigentliche Vergeltung, wie es auch für eine wohlwollende Gesinnung als solche keinen Lohn giebt. Wird gleichwohl auch dafür Strafe und Lohn in Aussicht gestellt, so ist dies dann teils eine Behandlung des Menschen nach seinem moralischen Wert oder Unwert, teils auch Mittel zur Erziehung oder Strafe wegen Ungehorsam. Es läßt sich die Sache auch so auffassen, die gute oder böse Gesinnung als ein Wohl oder Wehe zu denken, welches Gott selbst, der die Gesinnung sieht und Liebe geboten hat, zugefügt wird. Dieser Gedanke ist Jesu in einer gewissen Form sehr geläufig. Der Mensch ist zum Guten geschaffen, wird durch mancherlei Anstalten Gottes dazu aufgefordert, durch vielerlei Wohlthaten dazu verbunden, weiß, daß er Gott nur durch Gehorsam und Bruderliebe danken kann. Mangel der Tugend, oder gar böse Gesinnung ist also eine Täuschung der berechtigten Erwartungen, heißt Vertrauen mit Untreue, Wohlwollen mit Undank und Ungehorsam erwidern. Insofern ist Gott selbst der Beleidigte. Dies führt Jesus in mehreren Gleichnissen von dem jüdischen Volke aus, und hier, wo der Gedanke an Gott, seine Wohlthaten und Gesetze lebendig war, hat dies auch Geltung.

Gleichwohl würde man die Lehre Jesu nur einseitig verstehen, wenn darnach Gottes Strafe angesehen werden sollte als hervorgegangen lediglich aus dem Motiv, ein entsprechen-

* Z. B. Matth. 5. 22: Wer seinem Bruder zürnet. Matth. 5, 8: Wer ein Weib ansiehet. Mark. 12, 42: Das Scherflein der Witwe, u. s. w.

des Wehe über den Übelthäter zu verhängen. Dies soll allerdings geschehen. Das Mißfallen an unvergoltenen Thaten soll beseitigt werden. Und es finden sich Sprüche und Gleichnisse, in denen die göttliche Strafe rein als Vergeltung auftritt. Aber schon bei den Strafen menschlicher Gerechtigkeit hat man sich selten mit den sogenannten absoluten Straftheorien begnügt, vielmehr für die Strafe meist noch nach Motiven gesucht, mindestens mit der Strafe die Absicht der Besserung, wohl auch der Abschreckung in Verbindung zu bringen sich bemüht.

In noch viel höherem Mafse ist das Bedürfnis vorhanden, die göttlichen Strafen so auffassen zu dürfen. Nun findet sich allerdings dieser Gedanke von der erziehenden Wirkung der Strafe sehr häufig bei den Propheten und Aposteln, aber verhältnismäßig selten von Jesu ausgesprochen. Gleichwohl bildet er die Voraussetzung des ganzen Verhältnisses, wie er dasselbe zwischen Gott und den Menschen ansehen lehrt, nämlich als des Vaters zu seinen Kindern. Das nächste, woran man hierbei denkt, ist ohne Zweifel die Erziehung der Kinder nach seinem Bilde gemäß der Idee des Wohlwollens, wie dies Paulus verdeutlicht, wenn er sagt: Gott züchtigt (erzieht) uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und züchtig, gerecht und gottselig leben (Tit. 2, 12) Diese Anschauung liegt den großen Hauptgedanken Jesu zu Grunde. Sie bildet den Inhalt seines Evangeliums. Gott liegt nicht sowohl an der Vergeltung des Bösen, als vielmehr daran, daß es nicht oder doch nicht mehr geschieht, daß der Sünder sich bekehre und aus dem innersten Grunde seiner Gesinnung sich bessere, so daß auch der Heilige an ihm sein Wohlgefallen haben könne.

Ebenso soll nicht bloß die gute That, sondern auch die gute Gesinnung belohnt werden. Man wird ähnlich wie bei der Strafe zu denken haben, Gott selbst, der die gute Gesinnung sieht, erblickt in ihr Gehorsam und mißt ihr insofern einen Lohn zu. Hierbei darf man nun einmal unter Lohn mehr an Belohnung denken, welche ja nach unserm Sprach-

gebrauch nicht in so strengem Verhältnis zur Leistung steht, als der Begriff des Lohns, indem mit einer Belohnung auch schon das aufrichtige Streben von billigen Richtern ausgezeichnet wird, andererseits aber hat man nicht zu übersehen, worin der von Jesu verheißene Lohn besteht. Derselbe ist das Himmelreich, oder die Seligkeit. Lohn und Kinder des Höchsten zu sein, wird (Luk. 6, 35) gleich oder doch parallel gesetzt. Damit ist aber eine Seligkeit gemeint, welche aus der sittlichen Vollkommenheit entspringt. Erreicht jemand das, was er erstrebt, so pflegt man wohl zu sagen, seine Mühe ist belohnt, nämlich durch die Erreichung seines Zieles. So spricht Jesus auch von den Pharisäern: geht ihr bei eurem Thun allein auf Menschenehre aus und erlangt diese, so habt ihr euren Lohn (Matth. 6, 5). So wird die sittliche Vollkommenheit oder eine die Gerechtigkeit erstrebende sittliche Gesinnung ihren Lohn erlangen, wenn sie endlich erreicht, wonach sie strebt, hungert und dürstet, nämlich sittliche Vollkommenheit (Matth. 5, 6; 6, 33). Ja selbst die Erhörung des Gebetes wird als eine Vergeltung anzusehen gelehrt (Matth. 6, 6: er wird dir die verborgene Regung vergelten öffentlich), so kann das Suchen im Finden, das Anklopfen im Aufthun, das Lernen im Wissen, das Kämpfen im Siege seinen Lohn finden.

„Der Lohn des Christen ist nichts anders, als die Realisierung dessen, was durch die Leistung (die Gesinnung) erstrebt wurde, und diese Gesinnung besteht in nichts anderm, als im Verlangen und Streben nach diesem Lohn (nämlich der Gerechtigkeit).“* Je lebendiger dieses Streben ist, um so voller und erwünschter der endliche Genuß, so daß sich auch so eine gewisse Gleichheit zwischen Gesinnung und Lohn herstellt, wie ja auch der, welcher 10 Pfund erworben hatte, über 10 Städte und der, welcher 5 Pfund gewonnen hatte, über 5 Städte gesetzt werden soll. Und überhaupt: wer da hat, dem wird gegeben werden (Luk. 19, 17 ff.). Auf der

* Weifs: Die Lehre Christi vom Lohn. In der deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben, 1853, Nr. 41, S. 324.

andern Seite wird auch wieder der Lohn als für alle gleich dargestellt, der treue Knecht wird über alle Güter gesetzt (Matth. 24, 46), und den Letzten wird gegeben wie den Ersten (Matth. 20, 1 ff.), wobei jedoch hinzugefügt wird, daß dies ein freies Geschenk der Güte nicht Vergeltung sei.

Endlich erhebt sich nun die Frage nach der Vergebung der Sünde oder nach der Gnade. Unter welchen Bedingungen wird Vergebung der Schuld in Aussicht gestellt oder erteilt? Als Bedingung wird immer nur das eine gefordert: Buße (Sinnesänderung). Wo diese vorhanden oder vorauszusetzen ist, da wird Vergebung der Schuld gewährt. Die Frage, ob dies verträglich sei mit der göttlichen Strafgerechtigkeit, und ob der Schmerz der Reue sich als eine Art entsprechender Strafe für das begangene Unrecht ansehen lasse, wird gar nicht angeregt. Es wird immer nur als Motiv die Liebe Gottes hervorgehoben. Und auf diese muß ja auch die Vergebung unter allen Umständen bei jeder von seiten der christlichen Theologie in Vorschlag gebrachten Versöhnungstheorien, von denen hier abgesehen wird, im letzten Grunde zurückgeführt werden.

In der Buße liegt nun zweierlei, einmal das Negative: brechen mit der bisherigen Gesinnung, und sodann das Positive: der zur That fortschreitende, beharrliche Wille zum Guten. Jesus nennt dies bekanntlich auch die neue Geburt (Joh. 3, 3), und Paulus führt die Betrachtung vom alten und neuen, äußern und innern, fleischlichen und geistlichen Menschen weiter aus, dergestalt, daß wenn der erstere tot ist, ihn auch keine Zurechnung oder Strafe treffen kann.

Nun ist es ja natürlich, daß man einen Erwachsenen nicht mehr für seine Knabenstreiche verantwortlich machen oder gar dafür bestrafen kann. Das eigentliche Subjekt, von dem die That (die Knabenstreiche) ausgegangen ist, ist nicht mehr vorhanden. Sollte der Mann dafür bestraft werden, so würde gegen die Idee der Vergeltung einem Ich (nämlich dem Manne) ein Wehe zugefügt, von welchem die That nicht ausgegangen ist. Etwas Ähnliches bietet nun der Mensch,

in welchem mit der Buße der Keim zu einem neuen Ich gesetzt ist. Und bei einer billigen Rücksichtnahme läßt sich unter dieser Voraussetzung eine Vergebung erwarten und rechtfertigen, zumal ja die Übelthat nicht ohne entsprechendes Wehe, welches in der ernstlichen Buße liegt, geblieben ist.

Aber so einfach liegt gleichwohl die Sache nicht, daß nun der im Keime gesetzte neue Mensch, dessen weitere Entfaltung Gott schon im voraus sieht und als wirklich geschehen annimmt, ohne weiteres das früher Geschehene aufwiege; das hoffen zu dürfen, setzt immer einen sehr nachsichtigen Richter voraus. Man kann hier nämlich nicht sagen, wie bei den Knabenstreichen, es habe sich ein vollkommen neues Ich gebildet, und die Strafe, welches dieses träfe, träfe nicht das alte Ich, welches gesündigt hat, und das neue Ich sei einer jetzt an ihm nachträglich gestraften Handlung nicht mehr fähig. So abgethan, als das Ich des Knaben von seiten des Mannes, ist das alte Ich des Mannes nicht, auch wenn durch die Buße ein neues Ich gesetzt ist. Das Band, welches beide Ich zu einer Person verbindet, ist hier viel zu stark. Der Bußfertige fühlt dies am meisten. Er wird am wenigsten geneigt sein, sich selbst aus dieser Rücksicht zu verzeihen, wofür bekanntlich Paulus ein klassisches Beispiel ist.

Es ist freilich unbedingtes Erfordernis, daß dieses neue Ich gesetzt ist, wenn Vergebung erteilt werden soll; und wo nur der Schein desselben, oder auch der gute Wille, der sich aber nicht im Ernst bethätigt, vorhanden ist, da wird nach dem Gleichnis vom Schalksknecht (Matth. 18, 32) die Vergebung wieder rückgängig gemacht.

Kurz als etwas Notwendiges darthun oder als einen Lohn verdienen läßt sich die Vergebung der Schuld nicht. Jesus läßt sich auf dergleichen nicht ein, sondern lehrt sie stets ansehen als ein freies Gnadengeschenk Gottes gemäß seiner reinen Güte. Und mehr als dieser Versicherung bedurfte es auch nicht, wo Jesus als Bevollmächtigter Gottes selbst Vergebung gewährte.

Wirft man einen Rückblick auf die fünf Ideen und versucht darnach den einzelnen Menschen zu beurteilen, so ist vor allen festzuhalten, daß keine Idee einzeln, sondern nur alle zusammen den Wert oder Unwert desselben bestimmen können. Legt der Mensch diesen Maßstab an sein Wollen, Thun und Lassen an, so ergibt sich von selbst die Tugend, welche Jesus so stark betont, und die recht eigentlich für die besondere christliche Tugend gilt, nämlich die Demut, bestehend für jeden Menschen in der Erkenntnis, hinter den Weisungen jeder einzelnen Idee und ihrer Gesamtheit zurückgeblieben zu sein. Dieses Gefühl ist bekanntlich durch nichts in der Weise so gefördert, als durch die Sittenlehre des Evangeliums. Die Gründe dafür liegen eben in der Eigentümlichkeit derselben. Zunächst wird kein einförmiges Moralprinzip aufgestellt. Wo dies geschieht, wo also an den Menschen immer nur einerlei Forderung ergeht, da ist es viel leichter, dieser einzigen seine Aufmerksamkeit und Folgsamkeit zuzuwenden. Aber eben da entsteht auch leichter Selbsttäuschung und Selbstgerechtigkeit, indem die feineren und zarteren Gewissensregungen überhört werden. Ganz anders, wenn bedacht werden muß, daß ein und derselbe Mensch mit einer einzigen Handlung meist sehr mannigfache Rücksichten zu nehmen und stets die Gesamtheit der Ideen im Auge zu behalten hat. Schon wegen der Menge der Forderungen und wegen der Leichtigkeit, eine derselben zu verletzen oder zu übersehen, kann die Selbstzufriedenheit nicht so leicht entstehen, als sonst. „Wenn der Mensch sich zu dem Bekenntnis gedrungen fühlt, daß auch die sorgsamste Erforschung des Weges ihm nur Fehler auf allen Seiten zeige, daß er sich entscheide, ohne sich zu beruhigen, daß seine Wahl ihm selbst mißfalle, weil auch das Beste noch nicht gut genug ist: dann soll wenigstens die allgemeine Achtung, die den Ideen gebührt, gerettet werden; es soll kein Unwille sich regen wider die Strenge des sittlichen Urteils, welches nur der Unvorsichtigkeit gelten könnte, die so verwickelte Verhältnisse hat entstehen lassen; es soll endlich keine Theorie

sich herausnehmen, die Knoten zerhauen, das Gefühl des Fehlers beschwichtigen zu wollen mit der Versicherung: alle Kollision sei nur Einbildung, die Pflicht sei nur Eine, und das am mindesten Schlechte sei selbst das Reine, Richtige und Gute. Dadurch wird dem einzelnen Falle nicht geholfen; die Gesinnung aber verliert an Lauterkeit, der Takt an Sicherheit und Schärfe. Hingegen der Schmerz, den die Anerkennung der nicht vermiedenen Unrichtigkeit hervorbringt, kann wohlthätig wirken zur Spannung der Aufmerksamkeit, deren es zu einem möglichst fehlerfreien Leben fortdauernd bedarf.“ (Herbart VIII. 31.)

Neben der Mehrheit der Ideen achte man auf die Schärfe, Reinheit und Strenge, mit welcher jede einzelne ihre Weisungen geltend macht. Das Sittliche gilt Jesu als das Höchste, dem alles andere, Eigentum, Freiheit, Familienglück, Leben, falls es nötig ist, aufgeopfert werden muß. Dabei werden immer die höchsten Vorbilder (Gott und Jesus) zur Nachahmung aufgestellt, und die Unterlassungssünden den Bosheitssünden überall gleichgestellt; ja die Unterlassungssünden sind es fast allein, welche gerügt werden, indem Jesus voraussetzt, daß der Christ sich eigentlicher Begehungssünden nicht schuldig macht.

Ferner wird für jede Pflicht ein doppelter Verpflichtungsgrund und also für jede Versündigung ein doppelter Grund der Verurteilung geltend gemacht. Jedes Unrecht gegen die Menschen, jede Schwäche und Untreue gegen sich selbst, wird nämlich zugleich unter dem Gesichtspunkt des Ungehorsams und der Untreue gegen Gott, den Heiligen und Gütigen angesehen.

Gleichwohl aber stellt Jesus seine Moral durchaus nicht als eine ursprüngliche Pflichtenlehre auf. Wo dies geschieht, wo der Pflichtbegriff, also die Folgsamkeit gegen einen an sich sittlich gleichgiltigen aber allmächtigen Willen den obersten Gesichtspunkt bildet, da machen sich mancherlei Übelstände geltend, von denen Jesu Lehre frei ist. Zunächst giebt es dann nur Eine Tugend, nämlich den Gehorsam, und alle die

mancherlei Unterschiede und Bezeichnungen des Guten als des Wahrhaftigen, Mutigen, Gütigen, Dankbaren, Gerechten u. s. w. sind alle auf das eine Verhältniß des Gehorsams zurückzuführen. Und so konnte eine Sittenlehre entstehen, deren Anhänger sagt: ich thue Gutes, aber nicht, weil ich es für gut erkenne, ich erweise Wohlthaten, aber nicht aus Mitleid mit den Elenden, darnach frage ich nicht, sondern ich handele so lediglich, weil es so geboten ist, aus Gehorsam. Davon ist bekanntlich Jesu Sittenlehre weit entfernt.

Mit einer ursprünglichen Pflichtenlehre hängt ferner ein übertriebener Freiheitsbegriff zusammen. Es wäre ja der Gipfel der Thorheit, absolut zu fordern, wenn das Geforderte nicht vollkommen geleistet werden könnte. Gilt aber unbedingt: ich soll, also kann ich, so muß die Zumutung an den Menschen gestellt werden, sofort und mit einemmale aus der tiefsten Versunkenheit zur höchsten sittlichen Vollkommenheit überzugehen. Er soll es, also kann er es. Wiederum aber gäbe eine solche unbedingte Freiheit auch niemandem die Zuversicht, auf dem rechten Wege zu bleiben. Jede fremde, auch göttliche Einwirkung auf den Willen ist darnach ausgeschlossen. Wer heute der Beste ist, kann morgen der Schlechteste sein. So sieht aber Jesus die Menschen nicht an. Er fordert auf, Frucht zu bringen in Geduld (Luk. 8, 15). Nach ihm giebt es keine Selbstgenugsamkeit, die nicht Ursache hätte zu beten: führe uns nicht in Versuchung.

Eine bloße Gesetzeslehre giebt weiter die Anzahl der Pflichten und den Umfang einer jeden genau an, sie fordert vielleicht viel, vielleicht, daß man den Zehnten, oder die Hälfte, oder auch alle Güter den Armen giebt. Dem allen kann man genügen. Und dann ist man gerecht, hat gethan, was man zu thun schuldig war. Ganz anders, wo aller Wert allein auf die Gesinnung gelegt wird, und wo keine bestimmten Gebote, sondern nur Grundsätze gegeben werden. Hier ist jeder sein eigener Gesetzgeber. Das scheint weit leichter zu sein, denn eine schlaife Gesinnung wird sich sehr bald genügen lassen, aber eine Gesinnung, wie sie Jesus voraussetzt, wird sich

selbst nie genug thun. Es bleibt selbst da ein Bedauern zurück, wo keine positive Schuld vorliegt. Das findet z. B. in all den Fällen statt, für welche das Wort gilt: ich bin gekommen das Schwert zu bringen, wo die Hausgenossen wider einander erregt, Vater und Mutter um des Evangeliums willen verlassen werden sollen. Wo so aus Pflicht gehandelt werden muß, da bleibt immer ein Bedauern, wohl auch ein stiller Vorwurf zurück, und der Betreffende fühlt das selbst am besten, wiewohl ihn natürlich keine Schuld trifft.

Dieses Gefühl sittlicher Unvollkommenheit ohne positive Schuld muß sich namentlich auch darum geltend machen, weil sich der Mensch beständig messen soll an dem Vorbilde des Heiligen. Hier ist das notwendige Zurückbleiben durchaus nicht immer persönliche Schuld. Das Ziel unter den irdischen Bedingungen zu erreichen, geht weit über menschliche Kräfte hinaus. Gleichwohl kann man sich nach der Sittenlehre Jesu nicht mit der einer jeden Pflichtenlehre eigentümlichen Regel beruhigen: *ultra posse nemo obligatur*. Der Christ fühlt sich nicht beruhigt durch sein eigenes Nicht-Können, immer von neuem tritt ihm das Zurückbleiben ins Bewußtsein, immer von neuem muß er dem Vollendeten seinen Beifall geben, und niemals hat er das Gefühl: nun ist es genug.

Aber dieses Gefühl, sich selbst nicht genug gethan zu haben, erwacht nicht nur im Messen seiner selbst mit dem höchsten Ideal, sondern auch in der Vergleichung mit Menschen, die besonders sittlich hochstehen, und verschwindet nicht durch die Erwägung, daß denselben vielleicht besondere Umstände günstig und förderlich waren, die uns fehlten. Mögen wir uns immerhin in dieser Hinsicht frei von Schuld fühlen. Die sittliche Bewunderung jener schließt stets eine Art Verwerfungs-urteil über uns selbst ein. Wird man auch wenig fordern von dem, welchem wenig gegeben ist, verglichen mit einem, dem viel gegeben ist und der viel leistet, so bleibt doch bei dem, welchem wenig gegeben ist und welcher infolgedessen auch wenig leistet, immer das Gefühl nicht gerade der Schuld, aber des Mangels an Selbstzufriedenheit zurück.

Darum behält auch das Beispiel Jesu seine verbindliche Kraft, selbst wenn man für dessen sittliche Entwicklung weit günstigere Umstände, als für uns annimmt. Wie könnte auch sonst Gott selbst als Vorbild aufgestellt werden? ja streng genommen könnte dann kein Mensch dem andern als Muster vorgehalten werden, denn jeder einzelne hat seine besondere Anlage und Entwicklung, wie sie nie einem zweiten in ganz gleicher Weise zu teil wird. Das ist aber der Sittenlehre Jesu eigen, einmal das eigene Unvermögen der Menschen anzuerkennen, das Gute hier vollständig zu verwirklichen, gleichwohl aber nichts von der absoluten Geltung derselben nachzulassen.

Aus dem Vorstehenden dürfte nun aber nicht allein Demut, sondern geradezu Mutlosigkeit und Verzagtheit folgen, und zwar sowohl in Rücksicht auf die Vergangenheit als hinsichtlich der Zukunft. Denn woher soll angesichts eines so unvollkommenen Gelingens noch der Mut für sittlichen Fortschritt kommen? Und doch ist freudiger Mut zu jedem wichtigen Unternehmen sehr nötig. Und selbst wenn der Mensch immer von neuem versuchen wollte, und gesetzt es gelänge ihm auch besser, läßt sich dadurch das Alte ungeschehen machen? Soll zu der alten Schuldenlast noch eine neue hinzugefügt werden?*

Hier ist bekanntlich der eigentliche Punkt, an welchem Jesus mit seiner Hilfe einsetzt. Diese besteht aber nicht in der bloßen Hinweisung auf die Moral weder für die Vergangenheit noch für die Zukunft. Hinsichtlich der Vergangenheit, also der sittlichen Schuld, bringt er vielmehr einen Erlass derselben oder Vergebung, von welcher bei der Idee der Vergeltung gesprochen wurde. Und auch bezüglich der Zukunft oder des sittlichen Fortschrittes sucht er keineswegs zu helfen durch eine ins Einzelne gehende Sittenlehre,** sondern durch

* S. Allihn: Die Grundlehren der allgemeinen Ethik nebst einer Abhandlung über das Verhältnis der Religion zur Moral. 1861. S. 240 ff.

** Jesus stellt nirgends ins Einzelne gehende Vorschriften weder für das Verhalten des einzelnen, noch weniger für die Verhältnisse der Gesellschaft auf. Er begnügt sich, allgemeine Grundsätze dafür zu geben,

Darbietung großer, kräftiger Motive. Denn für die Energie des Handelns pflegt eine auf das Einzelne gerichtete Sittenlehre eher lähmend, als kräftigend zu wirken. Die sogenannte kleine Moral ist oft die Feindin der großen. Eine wohlklassifizierte Sittenlehre kühlt den Willen, sie treibt ihn nicht.* Jesus aber wollte treiben, verlangte die höchsten Anstrengungen eines alle Hindernisse besiegenden und kein Opfer scheuenden Willens im Dienste der Ideen. Darum verdienen die Motive, welche er anwendet, um zur Sittlichkeit anzutreiben, noch besondere Beachtung.

II. Die Motive zum Guten.

Es ist keine Frage, für die sittliche Gesinnung und Handlung giebt es, streng genommen, nur das eine Motiv: Mißfallen am Unsittlichen und Wohlgefallen am Guten, oder das Gute zu wollen und zu thun um des Guten willen. Ebenso wenig kann darüber Zweifel sein, daß unsittliche Motive immer nur unsittliche, und daß sittlich-gleichgiltige Motive nur sittlich-gleichgiltige Handlungen hervorbringen können. Ein fauler Baum, sagt Jesus, kann nicht gute Früchte bringen (Matth. 7, 18).

Indes ist bekannt, daß bei den Menschen, wie sie nun einmal sind, die edelsten Motive nicht immer die wirksamsten sind. Es gilt also die sittlichen Motive, welche wohl wirken sollten, so oft jedoch unkräftig sind, zu verstärken. Dies

und selbst wo er für ganz besondere Fälle Weisungen erteilt, ist damit doch weniger die einzelne Handlung gemeint, vielmehr sollte eine Gesinnung damit gezeichnet werden, aus welcher die betreffende oder eine ähnliche Handlung von selbst hervorgeht. Auch wo über besondere Lebensverhältnisse, wie über Ehe und Obrigkeit Vorschriften gegeben werden, sind sie wohl weniger als feste Regeln, vielmehr als Beispiele anzusehen, welche andeuten sollen, wie Jesus die Anwendung der von ihm geforderten Gesinnung auf besondere Lebenslagen gehandhabt wissen will.

* Herbart XI. 319.

kann natürlich nicht geschehen durch unsittliche Triebfedern; dadurch würde die betreffende Handlung selbst zu einer unsittlichen. Die Verstärkung läßt sich also nur durch mindestens tadellose Motive bewirken. In der That sind ja auch in den allermeisten Fällen sittlichen Handelns die rein sittlichen Motive verbunden und sittlich-gleichgiltigen. Letztere bilden dann aber nur eine Verstärkung der erstern; und welches Motiv den Ausschlag gegeben hat, das weiß bekanntlich der Handelnde oft selbst nicht recht. Man kennt ja die Selbsttäuschungen, welche in dieser Beziehung oft bei den Besten stattfinden. Nun ist freilich nicht außer acht zu lassen, daß eine Handlung, welche aus einer Mischung von sittlichen und sittlich-gleichgiltigen Motiven hervorgegangen ist, nur insoweit moralischen Wert hat, wieweit die ersteren dabei wirksam gewesen sind. Allein man wird nicht verkennen, es handelt sich doch auch darum, daß die sittliche Ordnung befolgt und erhalten werde, selbst wenn der sittliche Geist noch fehlt, daß gute Gewöhnungen einzuführen sind, daß die Selbstbeherrschung Begierden anzuhalten weiß, daß sittlich verwerfliches Thun unterlassen werde durch Rücksicht auf zu vermeidende Übel oder Folgen, daß der Geist empfänglich gemacht werden soll für bessere Motive. Für die Gesellschaft ist vielmehr daran gelegen, daß ein Verbrechen nicht geschieht — wenn auch aus sittlich-gleichgiltigen Motiven — als daß das geschehene gesühnt werde. Und für den Einzelnen ist es meist von großer Bedeutung, daß er sich, wenn er für wahrhaft sittliche Motive empfänglich wird, wenigstens von groben Verstößen frei finde und nicht dergleichen zu bereuen habe.*

* Das muß wenigstens für die Gesetzgebung und die Erziehung immer der allgemeine Grundsatz sein. Sonst ist es ja wohl für manchen heilsam, wenn er tief gefallen ist. „Gelingt es dem Staate, auch nur ein schweres Verbrechen durch vorbauende Wachsamkeit und Folgerichtigkeit zu verhindern, so gereicht ihm dies zu hohem Segen; denn jedes Verbrechen ist ein Samenkorn, welches je nach der Fruchtbarkeit des Bodens sieben- bis hundertfältige Frucht bringt.“ Krauss: die Psychologie des Verbrechens. 1884, S. 420.

Darum können selbst sittlich-gleichgiltige Motive in vorbeugender und pädagogischer Hinsicht eine nicht geringe sittliche Wichtigkeit erlangen.

Und deswegen hält es auch Jesus nicht unter der Würde des Sittlichen, dasselbe zuweilen aus Rücksichten der Klugheit oder des wohlverstandenen eigenen Interesses zu empfehlen. Natürlich setzt er dabei voraus, daß diese Motive tadelfrei sind, daß also das eigene Interesse nicht auf Kosten anderer Menschen wahrgenommen werde.

Sehen wir nun zu, wie Jesus die Motive zum Guten zu verstärken sucht. Dies geschieht auf eine dreifache Weise. Erstens durch Rücksicht auf den Erfolg des sittlichen und des unsittlichen Handelns, oder auf die Glückseligkeit. Zweitens durch die Rücksicht auf Gott, und drittens durch die Art, wie er die Mitmenschen ansehen lehrte. Oder nach gewöhnlicher Einteilung: Nach Rücksicht gegen uns selbst, gegen Gott, gegen die Mitmenschen.

Motive aus Rücksicht auf uns selbst.

Wir haben es hier zu thun mit Rücksichten der Klugheit oder auch, wieweit Jesu Lehre eine Güterlehre ist. Das ist ein Punkt, welcher zu sehr vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat.

Nachdem man jahrhundertlang keinen Anstoß daran genommen hatte, die christliche Moral als eine Glückseligkeitslehre aufzufassen, wurde bekanntlich seit Kant der eudämonistische Charakter jeder Moral entschieden beanstandet. Die Folge davon ist gewesen, einmal, daß die christliche Moral wegen ihres sogenannten Eudämonismus einer Verkennung, wenn nicht geradezu einer Verderbung der rein sittlichen Motive beschuldigt ward, während auf der andern Seite gerade der eudämonistische Charakter der christlichen Moral, als einer höheren Glückseligkeitslehre den leeren Forderungen einer übertrieben strengen Sittenlehre gegenüber als besonderer Vorzug geltend gemacht wurde, und man wohl geradezu spottete über den Satz, das Gute zu thun um des Guten willen.

Und allerdings muß zugegeben werden, daß, wenn Jesus zum Guten ermahnt, viel häufiger auf einen Zustand künftigen

Wohlseins, des Heils, der Seligkeit hingewiesen wird, als daß nach Art der Stoiker und der strengen Moralisten mit besonderm Nachdruck die rein uninteressierte Tugend, die unbedingte Pflichterfüllung das Gute um des Guten willen empfohlen wird. Dies weist uns eben auf den bereits erwähnten Umstand zurück, daß Jesu Moral nicht eine bloß lehrhafte, sondern eine Heilandsmoral ist. Er ist weit davon entfernt, bloßer Moralist sein zu wollen, er nimmt vielmehr den Standpunkt eines Erziehers des Menschengeschlechts und eines Helfers jedes einzelnen ein. Demgemäfs handelt es sich bei ihm nicht darum, ein System von wohlgefälligen Willensbestrebungen und Handlungen aufzustellen, dasselbe prinzipiell zu begründen, Folgerungen daraus für den einzelnen und für die Gesellschaft abzuleiten und Lob und Tadel über diejenigen auszusprechen, welche diese Forderungen erfüllen oder nicht erfüllen. Vielmehr liegt ihm alles daran, die Menschen zum Guten zu bestimmen, also wirksame Motive zu geben, welche thatsächlich kräftig genug sind, den Willen der Menschen, wie sie nun einmal sind, auf das Gute zu richten. Und dazu ist jedenfalls eine Güterlehre, welche ein hohes Gut als Antrieb für das sittliche Handeln in Aussicht stellt, ein sehr wirksames Mittel. Darum weist Jesus so oft auf die Folgen hin, welche sittliches und unsittliches Thun für den Handelnden zu haben pflegt, und verschmäht dabei auch nicht, die irdischen, handgreiflichen Folgen zu erwähnen. So kann jemandem etwas Arges infolge der Sünde widerfahren (Joh. 5, 14). Der Unverträgliche hat nicht auf Liebe und Unterstützung bei den Menschen zu rechnen. Mit welchem Mafse er mißt, wird ihm wieder gemessen (Matth. 7, 2). Der leichtfertige Schuldner wird in den Kerker geworfen (Matth. 18, 34). Und es könnte ja noch vielmehr angeführt werden, um thatsächlich die Wahrheit des Wortes zu erweisen: die Sünde ist der Leute Verderben.

Viel häufiger indes zeigt er hin auf ein inneres Heil, welches der Gerechtigkeit folgen wird. Und worin besteht dasselbe? Nicht in sinnlichem Wohlsein, vielmehr in der

Aufhebung des unseligen Zustandes innerer Unzufriedenheit, der Disharmonie und Selbstverwerfung mit all den begleitenden Umständen der Furcht, Angst und Not dadurch, daß das wirkliche Verhalten des Menschen den ihm unabweisbar vorschwebenden Urteilen über gut und böse nicht entspricht. Diese Übel sollen von uns hinweggenommen werden, welche wir durch unser moralisches Streben allein nicht überwinden können, und auch nicht nach Art der Stoiker durch Eine Art von Selbsttäuschung wegleugnen sollen. Der innere Seelenzustand des Gläubigen soll vielmehr sein Friede, Freude, Zuversicht.

Hierzu kommt nun noch die in Aussicht gestellte ewige Seligkeit. Natürlich ist sie der Inbegriff alles Glücks. Und gar oft wird die Thorheit derer geschildert, welche mit der Seligkeit irdische Güter in Vergleich stellen oder gar den letzteren den Vorzug geben. Wo der Mensch je vor die Wahl zwischen irdischen Gütern und der ewigen Seligkeit gestellt wird, da fordert es schon die Klugheit, alles Irdische, und wären es Schätze, oder Gesundheit, oder häusliches Glück, oder das Leben, ja die ganze Welt* für nichts zu achten, um die alles ersetzende Seligkeit zu gewinnen. Und worin besteht diese? Nicht ist sie zu denken nach Art des mohammedanischen Paradieses. Dergleichen wird ausdrücklich abgewiesen (Matth. 22, 30). Vielmehr sind es auch hier geistliche Güter, welche in Aussicht gestellt werden: Gott schauen, Gemeinschaft der Guten, glückliche Entfaltung unserer Kräfte im Dienste Gottes, Gottes Kinder sein (Luk. 6, 35), kurz Güter, welche ohne Durst darnach und ohne Geschmack daran nicht sättigen noch beseligen können. Was aber als ein Angenehmes noch zu dem Zustande vollendeter oder der Vollendung entgegenreifender Tugend hinzukommt, das ist nicht als eine Verderbung oder eine Verunreinigung desselben an-

* 1. Schätze, die Motten und Rost fressen (Matth. 6, 19). 2. Besser als Krüppel zum Leben eingehen (Matth. 18, 8). 3. Wer Vater oder Mutter mehr liebt (Matth. 10, 35 ff.). 4. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren (Matth. 10, 39). 5. Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne (Matth. 16, 26).

zusehen, wie dies wohl eine säuerliche Moral (austeritas) hier und da gethan hat. Findet doch ein solches Wohlsein nicht statt auf Kosten anderer, gönnt man es doch jeder tugendhaften, edlen Gesinnung, wenn ihr hier mit Dank begegnet wird. Das ist kein Eudämonismus. Dieser würde dann vorhanden sein, wenn das verheißene Gut ganz außerhalb des Bereichs des Sittlichen läge, und wenn der Wert des sittlichen Strebens nur davon abhängig gemacht würde, daß dasselbe als ein sicheres Mittel dahin führte. Die sittliche Gesinnung aber selbst wäre an und für sich gleichgiltig; was ihr einen Wert gäbe, wäre erst darnach zu ermessen, ob sie ein geeignetes Mittel zu einem an sich sittlich-gleichgiltigen Zwecke, dem Wohlsein wäre oder nicht. Das ist aber offenbar nicht die Lehre Jesu. Er als Erzieher des Volkes im einzigartigen Sinne mußte zunächst Rücksicht nehmen auf Leute, bei denen der Gedanke an Nutzen und Schaden zum Nachtheile der eigentlichen sittlichen Bestimmungen eine ungebührliche Geläufigkeit hatte, sie waren vielleicht nur von dieser Seite zugänglich, und Jesus beklagt sich nicht selten über deren Unverstand.

Darum war es damals und ist es jetzt nicht minder nötig, die eigentlichen sittlichen Motive durch diejenigen der Glückseligkeit, des Nutzens und Schadens, des Lohns und der Strafe zu verstärken. Dabei darf nur nicht übersehen werden, daß die Motive an sich völlig tadelfrei sein müssen, daß also der eigene Vorteil nicht auf Kosten anderer gesucht werde. Tritt man beim Wahrnehmen des eigenen Vorteils anderen nicht zu nahe, so wird es ja niemandem verdacht, wenn er seine Lage zu verbessern und Schaden zu vermeiden sucht. Wie viel weniger, wenn es sich um eine Seligkeit handelt, die nicht vermindert, sondern nur erhöht wird, je mehr daran teil nehmen. Selbstverständlich muß jedoch, wo unser Vorteil mit der Pflicht streitet, ersterer unter allen Umständen zurücktreten.

Die Hauptsache aber dabei ist immer, daß das Heil, welches Jesus hier oder für künftig verheißt, durchaus sittlicher Natur ist. Ein Streit zwischen Seligkeit und Pflicht ist darum undenkbar. Ebenso wenig läßt sich fragen, ist die

Seligkeit etwas Höheres als die Tugend? denn erstere ist gar nicht zu denken ohne die letztere, ohne das beseligende Gefühl der vollen inneren Harmonie. Jesus will den Menschen helfen, zwar nicht durch bloße Moral allein, aber doch moralisch. Die Hilfe, welche er bietet, besteht nicht darin, über die Anforderungen der Moral hinweg oder nebenher zum Heile zu führen, sondern durch seine Hilfe soll das Moralische im Menschen endlich vollkommen verwirklicht, und so derselbe in den Stand gesetzt werden, das in der sittlichen Vollendung bestehende und daran sich anschließende Glück zu genießen.

Motive aus Rücksicht auf Gott.

Die sittlichen Urteile gewinnen bedeutend an Verstärkung schon dadurch, daß sich jeder einzelne sagen muß: ich bin es nicht allein, welcher so urteilt und das oder jenes fordert, jedes geistige Wesen und zwar je geistiger es ist, um so mehr urteilt es so. Ja der Leiter der ganzen Welt, der Urheber unseres vernünftigen Daseins, Gott selbst fällt die nämlichen Urteile, hat Anstalten getroffen, eben diese Urteile als seinen Willen und seine Gebote uns kund zu thun, besondere Einrichtungen herbeigeführt, diese seine Forderungen immer von neuem einzuschärfen und ihn erkennen zu lehren als den Heiligen, Gütigen und Gerechten.

Es ist bereits oben darauf hingewiesen, daß Jesus der Erkenntnis des göttlichen Willens die Urteile des Gewissens zu Grunde legt, und daß er gewisse für göttlich geltende Gebote einfach als veraltet hinstellt, indem er sich mit dem: „ich aber sage euch“ zugleich an das Gewissen eines jeden wendet. Steht das nun fest, daß Gottes Wille eben auf dasjenige gerichtet ist, was an sich gut ist, und was der erleuchtete Mensch selbst für das Gute anerkennen muß, dann läßt sich die Sittenlehre auch als eine Pflichtenlehre, sowie auch als Güterlehre auffassen, nur nicht als ursprüngliche Pflichten- oder Güterlehre.

Nun muß sich der Mensch Gott verpflichtet fühlen schon als dem, in dessen Geboten das Gute völlig ungetrübt zum Ausdruck kommt, während dasselbe im Menschen so leicht durch Einmischung der Begierden sich trübt.

Wir haben hier das Motiv der reinen Achtung oder Ehrfurcht berührt, die sich zum Gehorsam gegen Gottes Willen verpflichtet fühlt, weil derselbe als der absolut Gute und in allen Beziehungen Vollkommene anerkannt wird. Es ist der innere Wert der Gebote Gottes, welcher den innerlich Freien zum Gehorsam verbindet. Darauf weist Jesus hin, wenn er Gott für den allein absolut Guten und Vollkommenen erklärt (Matth. 19, 17; 5, 48).

Dazu kommt nun noch als Verstärkung das Motiv der Furcht und Hoffnung, sofern Gott als Gesetzgeber Strafe dem Ungehorsam und Lohn dem Gehorsam verkündigt. Das ist das Motiv der Klugheit, von welchem schon bei der Güterlehre gehandelt ist.

Das wirksamste Motiv aber mit Rücksicht auf Gott ist das der Liebe und Dankbarkeit. Indem Jesus Gott fast durchweg als den Vater der Menschen bezeichnet, will er ihn als den größten Wohlthäter derselben verehrt wissen. Darum seine häufigen Hinweisungen auf dessen Fürsorge. Diese Wohlthaten werden geschildert als 1. allgemeine, 2. zuvorkommende, und also 3. als unverdiente, die sogar trotz der Schuld erwiesen werden und nicht allein das leibliche Wohlbefinden betreffen, sondern 4. vornehmlich die Seele und zwar für die Ewigkeit im Auge haben.* Dies wird zusammengefasst in den Worten: Gott hat die Welt geliebt (Joh. 3, 16). Die Apostel haben dann dies Thema von der unverdienten Wohlthat Gottes durch Sendung Jesu noch weiter ausgeführt.**

Für dieses alles verpflichtet die Idee der Billigkeit den Menschen zum Dank. Und damit tritt jedenfalls eins der wirksamsten Motive zum Guten in Kraft. Denn die Dankbarkeit oder die Liebe der Menschen zu Gott kann sich nach

* 1. Er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte (Matth. 5, 45).
 2. Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr bittet (Matth. 6, 8).
 3. Gleichnis vom Schalksknecht (Matth. 18, 23). 4. Die Gleichnisse von den Einladungen zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten.

** Z. B.: Er hat uns zuerst geliebt (1. Joh. 4, 19 u. Röm. 5, 8). Gott preiset seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Gottlose waren.

Jesu Lehre, wie dies ja schon unter Menschen vielfach der Fall ist, nicht im Wiedererstaten, in Gaben, Opfern, Selbsteinigungen u. s. w. zeigen, sondern allein in der Bereitwilligkeit, sich seinem Willen zu widmen, d. h. kurz gesprochen: das Gute zu thun. Denn das wird häufig genug eingeschärft, daß die Liebe zu Gott eben darin besteht, seinen Willen zu thun, nicht aber in bloßen Worten, Bekenntnissen, Empfindungen u. s. w. Und Jesus selbst setzt seine Liebe zu Gott darin, daß er dessen Willen thut.

Und darum werden auch alle moralischen Forderungen in der Liebe zu Gott zusammengefaßt. Er ist Gegenstand der Liebe, indem er den Gedanken vorschwebt als der Heilige, Gütige und Gerechte und also der absolut Verehrungswürdige. Wir würden freilich trotz alles Vorredens und Vorhaltens gegen diese Vortrefflichkeit blind sein, wenn nicht in uns selbst etwas wäre, was daran das höchste Wohlgefallen hätte,* das ist das innere Licht, von welchem Jesus (Matth. 6, 22) redet und das er anzufachen sucht, auf daß es hell und klar leuchte. Dies wäre wiederum im Grunde genommen das Motiv, das Gute oder den Guten zu lieben um des Guten willen, rein aus Wohlgefallen am Vortrefflichen (*amor complacentiae*).

Gegenstand der Liebe ist aber Gott noch ganz besonders, wie schon gesagt, im Sinne der Dankbarkeit für die aus reiner Güte erwiesenen Wohlthaten. Zu diesem zweiten Punkte muß indes der erste ergänzend hinzugenommen werden. Denn es würde fehlerhaft sein, die Dankbarkeit als solche zum obersten Moralprinzip in der Weise hinzustellen, als ob sich daraus allein schon der ganze Inhalt des sittlich Wohlgefälligen ergäbe. Das hiefse: wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Aus Dankbarkeit gegen jemand, der mir fortwährend wohlthut, folgt noch nicht die Verbindlichkeit, alles das zu thun, was jener fordert, mich unbeschens und unbedingt seinem Willen zu widmen. Es können auch Fälle eintreten, wo es

* Ich habe Lust (*συνήδομαι*) an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, sagt Paulus (Röm. 7, 2).

Pflicht ist, selbst den größten Wohlthätern nicht folgsam zu sein, auch Eltern und Geschwistern ungehorsam zu sein (Matth. 10, 37). Erst wenn ich die Überzeugung gewonnen habe, daß der Wille meines Wohlthäters ein durch und durch und in jeder Beziehung sittlich vortrefflicher sei, kann und soll ich mich ihm unbedingt widmen. Diese Überzeugung gewinne ich aber nicht allein aus den mir erwiesenen Wohlthaten. Darum gehört zu dem Gehorsam aus Dankbarkeit noch die Erkenntnis der andern sittlichen Wertbestimmungen, welche durch die bekannten Eigenschaften Gottes als verschiedene Arten des Guten bezeichnet werden.

Diese Eigenschaften hebt nun Jesus beständig hervor und betont, daß eben der Wille Gottes kein anderer ist als das Gute zu wollen. Die Frage, woher Jesus diesen Willen Gottes als solchen erkennt, braucht hier nicht beantwortet zu werden. Er redet davon, wie von etwas Allbekanntem, dem niemand widersprechen könne, und worüber er eine unmittelbare Kenntnis habe.

Ein weiteres Motiv giebt Jesus, indem er auffordert, ihn selbst zu lieben und ihm nachzufolgen; die Liebe zu ihm sei etwas, womit man Gottes Wohlgefallen erlange. Er selbst, der Vater hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet (Joh. 16, 27). Diese Liebe zu Jesu gründet sich gleichfalls einmal auf dessen absolut gute und gottwohlgefällige Gesinnung und zum andern auf seine uns erwiesenen Wohlthaten. Letzteres haben wieder die Apostel weiter ausgeführt, als dies von Jesus selbst geschehen ist.

Durch die so begründete Liebe zu Gott und Jesu bekommt nun die Moral des Evangeliums einen Charakter, welcher dem Christentum allein eigen ist, und welcher die weltbewegende Kraft desselben gewesen ist und bleiben wird, nämlich die persönliche Beziehung jedes einzelnen zu Gott und zu dem Heilande. Man thut das Gute ihm zu liebe.* Dies auszuführen, ist natürlich hier nicht der Ort.

* „Die Philosophen nehmen ihre Jünger aus der Elite der Menschheit, aber Jesus findet sein Material unter den Schlechtesten und Geringsten, denn er strebt nicht nur darnach, die Guten besser, sondern

Motive aus Rücksicht gegen die Mitmenschen.

Einsamkeit, sagt man, ist der Tod aller wahren Tugend. Darum sucht Jesus die Menschen für einander zu interessieren. Aber dieses Interesse, welches er selbst an den Menschen nimmt und welches er in die Herzen aller pflanzen möchte, geht nirgends auf äußerliche Vorzüge. Von den Personen, auf welche Jesu Interesse gerichtet war, erfahren wir meist nicht, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich, ob sie liebenswürdig, ob sie geistreich u. s. w. gewesen sind, es kommt nicht in Betracht, ob sie Hochgestellte waren, oder Sklaven, ob Pharisäer oder Zöllner, oder eine arme Wittwe, oder ein Kind, ob gesund oder an ekelhaften Krankheiten leidend. Einzig die Gesinnung findet Beachtung. Immer nehmen seine Gedanken, wenn von etwas Wertvollem die Rede ist, sogleich die Richtung auf das Sittliche, oder absolut Wertvolle. Seine Mutter und Geschwister werden angemeldet. Da heißt es: Wer den Willen Gottes thut, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter (Matth. 12, 50). Ein Weib spricht: Selig der Leib, der dich getragen. Er antwortet: Ja selig sind die Gottes Wort hören und bewahren (Luk. 11, 28). Ein Tischgenosse ruft aus: Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes. Sogleich folgt darauf ein Gleichnis (Luk. 14, 15), welches die sittlichen Bedingungen zum Eingang in das Reich Gottes angiebt.

die Bösen gut zu machen. Und was ist seine bewegende Kraft? Er sagt, der erste Schritt zur Besserung eines Menschen ist eine starke persönliche Anhänglichkeit, er soll erst sich selbst entzogen werden. Der Gegenstand seiner Liebe muß eine Persönlichkeit von hervorragender Güte sein. Eine solche Persönlichkeit zu verehren, ist die beste Übung in der Tugend, die er haben kann. Einer solchen Persönlichkeit soll er Gehorsam im Tod und Leben geloben, er soll sich unter die mischen und mit denen leben, die das gleiche Gelöbniß gegeben haben. Er wird immer ein Ideal dessen vor Augen haben, was er selbst werden kann. Sein Herz wird von neuen Gedanken bewegt, eine neue Welt thut sich allmählich vor ihm auf, ein neues Selbst in seinem alten Selbst macht sein Dasein geltend, eine Umgestaltung geht mit ihm vor, die, wie er fühlt, eine Wiedergeburt werden kann.“ *Ecce homo* a. a. O. S. 104 ff.

Um nun zunächst das aufmerksame und dann das sittliche Interesse an den Mitmenschen zu verstärken, sucht Jesus zuvörderst das natürliche Mitgefühl mit den andern zu erwecken, und sodann die sittliche Achtung gegen die andern zu steigern.

Von den Mitgefühlen ist bekanntlich das Mitleid leichter anzuregen als die Mitfreude. Die Erweckung des Mitleids von seiten Jesu geschieht nun nicht, indem etwa die Blutsverwandtschaft, oder die Abstammung der Menschen von einem Urahn hervorgehoben wird, er bedient sich vielmehr gern solcher Ausdrücke und Bilder, welche den andern von einer Seite erscheinen lassen, die in uns das natürliche Gefühl des Mitleids, der Vorstufe des Wohlwollens rege machen. Die Hungrigen, Durstigen, Kranken, Gefangenen, Nackten stellt er dar als seine eigenen Abbilder und fordert auf, sich in die Lage des andern zu versetzen (Matth. 7, 12). Er stellt die Seinen dar als die Kleinen, Geringen, Verfolgten, Demütigen (Matth. 18, 4. 10), wohl wissend, daß das Kleine und Schwache gern ein Gegenstand des Mitleids zu sein pflegt. Und er selbst lehrt durch sein beständiges Beispiel, den natürlichen Abscheu an Krankheiten überwinden, dagegen die Kranken ansehen als die Bemitleidenswerten.

Namentlich aber gehört hierher, daß er auch gegen persönliche Widersacher und gegen sittlich Verworfenen das Mitleid rege zu machen sucht. Von den letztern spricht er zwar nicht immer, aber doch vorzugsweise nicht als von Verworfenen, Verruchten, Fluchwürdigen, sondern als von Kranken, Verirrten, Fehlenden, Verlorenen, Toten, also in Ausdrücken, welche nicht allein die sittliche Verschuldung im mildesten Lichte erscheinen lassen, sondern recht geeignet sind, das natürliche Mitleid schon durch die Bezeichnung zu erwecken.

Die andere Art, für Menschen zu interessieren, ist die Hervorhebung der menschlichen Würde. Zeigt Jesus, wie hoch Gott selbst jeden einzelnen Menschen achtet, liebt, daß er zu seiner Rettung Veranstaltungen trifft, und wie hoch er

ihm das Ziel gesteckt habe, so liegt der Schluß nahe: wen Gott so hoch ehrt, darf den ein Mensch unbeachtet lassen oder gar verachten!

Diese Menschenwürde liegt schon in dem Ausdruck, daß Gott der Vater aller ist, und alle seine Kinder und untereinander Brüder sind, indem damit zugleich die Saiten natürlichen Mitgefühls angeschlagen werden. Der Mensch ist viel mehr, denn andere Geschöpfe (Matth. 5, 45; 10, 29; 12, 12). Gott sorgt für einen jeden, ja das Geringste an uns (ein Haar, Matth. 10, 30) ist Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Selbst an den Kleinen und Geringen nehmen Gottes Engel teil (Matth. 18, 6). Gott hat sie so geliebt, daß er seinen Sohn für sie sterben ließ.* Endlich sind die Menschen berufen, an der Herrlichkeit Gottes teilzunehmen.

Aber das Allerwichtigste, was zur Achtung der Mitmenschen am meisten und zur Förderung ihres Heiles am kräftigsten antreibt, ist die Überzeugung von der Möglichkeit ihrer Sinnesänderung oder von ihrer Fähigkeit, nach den höchsten Idealen erzogen zu werden. Denn bekanntlich kann ein Verständiger nur das ernstlich wollen, was er zu erreichen hofft. Davon gilt auch der Rückschluß: woran ein Verständiger seine Kraft setzt, das hofft er auch zu erreichen. Ist es nun der ausgesprochene Wille Gottes, daß allen Menschen geholfen werde, setzt nun Jesus, welcher wohl wufste, was im Menschen ist (Joh. 2, 25), sein Leben daran, die Menschen zur Buße zu rufen, so kann dieses Ziel nicht zu hoch gesteckt sein; so sind es keine unheilbaren Wunden, ist es kein radikales Böses, an dem wir leiden.

Damit ist aber das Haupthindernis menschlicher Liebe gehoben. Das ist es ja, was sie so leicht erlahmen läßt, daß sie so oft sich sagt: es hilft ja doch nichts, Buße ist wohl möglich für Sünden, welche die Folgen von Leichtsin-

* Der gute Hirte lässet sein Leben für die Schafe (Joh. 10, 12). Er giebt sein Leben zur Erlösung (Matth. 20, 28). Die Weingärtner töten den Sohn (Matth. 21, 37 ff.). Das Blut, welches vergossen wird für viele (Matth. 26, 28).

Affekt, böser Gewohnheit, schwerer Versuchung u. dgl. sind, aber ein im innersten verdorbener Mensch, ein sophistisches Gewissen läßt sich nicht verbessern. Zuweilen scheint Jesus selbst etwas Ähnliches zu sagen, wenn es heißt, daß die Pharisäer schwerer als die öffentlichen Sünder ins Himmelreich kommen werden (Matth. 21, 31), oder daß ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich (Matth. 19, 24). Aber er lehrt auch wieder an keinem verzweifeln;* und wo es uns unmöglich dünkt, weist er hin auf Gott, bei dem kein Ding unmöglich sei (Matth. 19, 26) und auf seinen eigenen fortdauernden Beistand (Matth. 28, 20).

Möglicherweise werden nur sehr wenige von den sogenannten Menschenkennern diesen Optimismus Jesu, diesen unverwüsthchen Glauben an die Menschheit teilen. Gleichwohl ist diese Überzeugung die Seele von Jesu ganzer Thätigkeit, daß für keinen die Buße zu spät oder unmöglich sei. Und sein eigenes Wirken sowie das in seinem Namen begeisterte Fortsetzen seines Werkes hat seinen Glauben gerechtfertigt, soweit sich jetzt schon davon sprechen läßt.

Diese Überzeugung von der Erreichung des hohen Zieles haben zu dürfen, daß jeder nicht allein vom Bösen zurückgerufen, sondern zur höchsten sittlichen Vollkommenheit erzogen werden könne; zu wissen, das ist der Wille dessen, der die Welt geschaffen hat und regiert, und kein Schritt auf der Bahn der Tugend ist vergebens, sondern trägt bei zur Verwirklichung des sittlichen Weltzweckes; gewiß zu sein, daß alle Anstalten dazu von seiten Gottes getroffen sind — das muß die höchste Achtung für Menschenwürde erzeugen und am wirksamsten alle Kräfte anspannen, diesen göttlichen Willen zu fördern, der zugleich das Heil aller Menschen ist, und zu welchem ein jeder Mensch ohnehin als zu dem absolut Guten sich verpflichtet fühlen muß.

* Etliches trug hundertfältig (Matth. 13, 3—9). Es kommt die Ernte (Joh. 4, 35). Jätet das Unkraut nicht zu früh aus (Matth. 13, 24).

II. Die Motive zum Guten.

80

Image Engineering Scan Reference Chart T253 Serial No. 093

mm 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100
inch 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11

14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100

U2 Nestack 10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9

05 15 00

the scale towards document

er Gewohnheit, schwerer Versuchung u. dgl. sind, innersten verdorbener Mensch, ein sophistisches sich nicht verbessern. Zuweilen scheint Jesus nliches zu sagen, wenn es heisst, dafs die er als die öffentlichen Sünder ins Himmel- den (Matth. 21, 31), oder dafs ein Kamel leicht durchs Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich. Aber er lehrt auch wieder an keinem verzweigt uns unmöglich dünkt, weist er hin auf Gott, ein Ding unmöglich sei (Matth. 19, 26) und auf seinen dauernden Beistand (Matth. 28, 20). Möglich ist nur sehr wenige von den sogenannten Menschen diesen Optimismus Jesu, diesen unverwüsthchen die Menschheit teilen. Gleichwohl ist diese Überzeugung eine Folge von Jesu ganzer Thätigkeit, dafs für kein Verbrechen zu spät oder unmöglich sei. Und sein eigenes Beispiel zeigt, dafs es in seinem Namen begeisterte Fortsetzen seines Glaubens gerechtfertigt, soweit sich jenes aus dem Leben sprechen läfst.

Diese Überzeugung hat uns zu dem Bewusstsein geführt, dafs wir nicht nur das hohe Ziel haben zu dürfen, dafs jeder Mensch zum Guten vom Bösen zurückgerufen, sondern zur höchsten Vollkommenheit erzogen werden könne; zu welchem Zweck der Wille dessen, der die Welt geschaffen hat, nicht zu überwinden und kein Schritt auf der Bahn der Tugend ist, welcher nicht trägt bei zur Verwirklichung des sittlichen Willens. Es ist uns zu sein, dafs alle Anstalten dazu von seiten der Regierung sind — das mufs die höchste Achtung für die menschliche Natur erzeugen und am wirksamsten alle Kräfte anspannen, um die menschlichen Willen zu fördern, der zugleich das Höchste ist, und zu welchem ein jeder Mensch ohne Ausnahme verpflichtet zum Guten sich verpflichtet fühlen mufs.

* Etliches trug hundertfältig (Matth. 13, 3—5).
Ernte (Joh. 4, 35). Jätet das Unkraut nicht zu früh aus.